Heinrich Conscience

Der arme Edelmann

Der arme Edelmann.

von

Heinrich Conscience.

Aus dem Flämischen
von
O. L. B. Wolf.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1851.

Druck von Friedrich Ries in Leipzig.

I.

In den letzten Tagen des Juli 1842 rollte ein offenes Cabriolet über eine der drei großen Landstraßen, welche von der holländischen Grenze nach Antwerpen führen.

Dies Fuhrwerk, obwohl es mit sichtlicher Sorgfalt gereinigt und aufgeputzt war, verrieth dennoch eine gewisse Armuth; langer Gebrauch hatte es abgenutzt, es schwankte hin und her in seinem Riemenwerk und klapperte wie ein loser Fensterrahmen in seinen ausgeschliffenen Radbüchsen. Das lederne Verdeck, das jetzt zum Theil zurückgeschlagen war, glänzte in der Sonne durch das Fett, mit dem man es bestrichen hatte, allein der Glanz verbarg die unzähligen Risse und Brüche des Leders nicht. Die Griffe der Thüren und das übrige Kupferwerk waren zwar sehr sorgfältig geputzt, aber die Ueberreste einer Versilberung, die man noch in den Tiefen der

Verzierungen sah, zeugten von früherem Reichthum, der jetzt sehr vermindert oder gänzlich verschwunden sein mußte.

Das Pferd, welches den Wagen zog, war derb und kräftig; ein Kenner brauchte dasselbe jedoch nicht lange zu betrachten, um aus seinen kurzen und schwerfälligen Tritten zu errathen, daß es zu schwererer Arbeit bestimmt und gewöhnt sei, einen Frachtwagen zu ziehen oder vor dem Pfluge zu gehen.

Auf dem Bocke des Cabriolets saß ein junger Bauer von siebzehn bis achtzehn Jahren, in Livree mit einer Goldtresse um den Hut und blanken Kupferknöpfen am Rock; aber der Hut fiel ihm über die Ohren und der Rock war so weit und breit, daß er dem jungen Menschen wie ein Sack um die Glieder schlotterte. Diese Kleider, das Eigenthum des Herrn, hatte gewiß schon mancher Knecht getragen, und ihre Bestimmung war, noch eine lange Reihe von Jahren von einem Diener dem anderen überliefert zu werden.

Die einzige Person im Wagen selbst war ein Herr von ungefähr fünfzig Jahren. Niemand würde vermuthet haben, daß er der Gebieter des Knechtes und der Eigenthümer dieses alten abgenutzten Fuhrwerkes sei, denn Alles an ihm flößte Ehrerbietung und Hochschätzung ein.

Mit gebeugtem Haupte und in tiefes Nachdenken versunken, saß er regungslos da, bis irgend ein Geräusch die Annäherung eines anderen Wagens verkündigte. Dann hob er den Kopf empor; sein Blick ward milder und nahm den helleren Glanz der Zufriedenheit an, und ein sanfter Stolz strahlte auf seinem Antlitz; kaum hatte er jedoch mit den Vorüberfahrenden einen höflichen Gruß gewechselt, so bemächtigte sich stille Trauer wieder seiner Züge, während sein Haupt langsam auf die Brust hinabsank.

Trotz dem bedurfte es aber nur eines Augenblickes der Beachtung, um sich durch geheime Zuneigung zu diesem Manne hingezogen zu fühlen. Obwohl abgemagert und mit unzähligen schmerzlichen Falten bedeckt, war doch sein Gesicht so regelmäßig und edel, sein Blick so sanft und dabei so tief, seine hohe gewölbte Stirn so rein und so mächtig, daß man nicht daran zweifeln konnte, dieser Mann müsse reich begabt mit Verstand und Gefühl sein.

Wahrscheinlich hatte derselbe bereits viel gelitten. Wenn der Ausdruck seines Gesichtes diese Vermuthung auch nicht bestätigt hätte, so wäre es doch sichtbar geworden an den silberweißen Haaren, die so früh schon seinen Kopf bedeckten und von denen seine dunkeln schwarzen Augen, bei dem Drange heranstürmender Gedanken, oft mit einem eigenthümlichen funkelnden Glanze abstachen.

Seine Kleidung stimmte vollkommen mit seinem Wesen überein; sie trug den Stempel jener reichen, man könnte sagen, prächtigen Einfachheit, welche große Wetterführung und ein feines Gefühl dessen, was sich ziemt, zu gewähren pflegen. Seine Wäsche war fein und äußerst sauber, sein Kleid von vortrefflichem Tuch, sein Hut sorgfältig gebürstet.

Zu Zeiten, besonders wenn Jemand vorüber fuhr, zog er eine schöne goldene Tabaksdose heraus und nahm so zierlich und elegant eine Prise, daß man schon aus dieser unbedeutenden Bewegung allein hätte urtheilen können, er sei gewöhnt, sich in den höheren Kreisen der Gesellschaft zu bewegen.

Ein scharfes oder böswilliges Auge hätte allerdings bei genauerer Untersuchung entdecken können, daß das Kleid dieses Edelmannes bis auf den Faden kahl gebürstet, daß die Haare seines Hutes mühsam über die abgenutzten Ränder desselben gestrichen und daß seine Handschuhe an vielen Stellen genäht seien. Ja hätte man in den Wagen bis auf den Boden sehen können, so würde man bemerkt haben, daß einer seiner Stiefel auf der linken Seite zerrissen und der darunter befindliche Strumpf auf dieser Stelle mit Tinte schwarz gefärbt sei — aber alle diese Spuren der Armuth waren so künstlich verdeckt, diese Kleider wurden mit solchem Anschein des Reichthums und so edlem Stolz getragen, daß die meisten Menschen unfehlbar daraus den Schluß ziehen mußten, wenn dieser Herr keine ganz neuen Kleider trage, so geschehe es nur, weil er keine Lust dazu habe.

Der Wagen war bereits zwei Stunden lang ziemlich rasch auf der Landstraße dahin gerollt, als der Knecht vor der Stadt Antwerpen auf dem Damme bei einer geringen Schenke still hielt.

Die Wirthin und der Stallknecht kamen heraus und überschütteten den Herrn mit Beweisen tiefer Verehrung, während sie das Pferd ausspannen halfen. Der Besitzer des Wagens mußte ein gewöhnlicher Gast in dieser Ausspannung sein, denn Jeder nannte ihn bei seinem Namen:

»Schönes Wetter! nicht wahr. Herr van Vlierbeke? Aber es wird heiß werden. Wenn es nur mehr regnen wollte; es würde im Oberlande auch keinen Schaden bringen; nicht wahr, Herr van Vlierbeke? Sollen wir dem Pferde von unserem Hafer geben? Ah, der Knecht hat den Hafer mitgebracht. Befehlen Sie etwas, Herr van Vlierbeke?

Während die Wirthin rasch hinter einander diese und ähnliche Fragen an ihn richtete, stieg Herr van Vlierbeke aus dem Wagen. Er sagte der Frau einige freundliche Worte, wünschte ihr Glück zu ihrer Gesundheit, erkundigte sich nach allen ihren Kindern und endete damit, ihr zu er»zählen, daß er augenblicklich in die Stadt gehen müsse. Dann drückte er ihr freundschaftlich, jedoch mit der Weise eines wohlwollenden Beschützers, die Hand, so daß der Standesunterschied zwischen Beiden dadurch nicht aufgehoben wurde. Er ertheilte darauf seinem Knechte einige Befehle und wandte sich alsbald mit artigem Gruße der Brücke zu, welche nach der Stadt führt.

An einer einsamen Stelle der Außenwerke blieb Herr van Vlierbeke stehen, schlug den Staub von den Kleidern, rieb seinen Hut mit dem Taschentuche ab und ging dann durch das Rothe Thor.

Jetzt in der Stadt, wo er an allerlei Menschen vorüber gehen mußte und keinen Augenblick glauben konnte, nicht gesehen zu werden, hielt er Kopf und Körper sehr gerade und gab seinen Mienen fortwährend den heiteren Ausdruck der Selbstzufriedenheit, welche Andere wähnen läßt, man sei glücklich. — Obwohl jedoch sein Antlitz eine solche Stimmung offenbarte, wühlten Schmerz und tiefe Angst in seiner Seele. Er ging einer Erniedrigung entgegen, bei deren Wahrscheinlichkeit schon ihm das Herz blutete. Aber es gab ein Wesen auf Erden, das er noch mehr als sein Leben, noch stärker als seine Ehre liebte. Für dasselbe hatte er so oft seinen Stolz zum Opfer

gebracht, für dasselbe wie ein Märtyrer gelitten. . . . Und doch beherrschten ihn die Gefühle der Liebe so mächtig, daß jede Pein, jede Erniedrigung die er erduldete, ihn in seinen eigenen Augen erhob und ihn den Schmerz betrachten ließ als etwas, das da veredelt und heilig macht.

Nichts desto weniger war aber sein Gemüth erschüttert; je tiefer er in die Stadt kam und je mehr er sich dem Hause näherte wo er einen traurigen Versuch zu wagen hatte, desto ungestümer jagte sein Blut durch die Adern.

Gleich darauf blieb er vor einer Thür stehen und seine Hand zitterte, trotz der wunderbaren Herrschaft, die er über sich selbst besaß, als er die Glocke zog. —

Bei dem Anblick des Dieners, der ihm öffnete, wurde er wieder Meister seiner selbst.

»Ist der Herr Notarius zu Hause?« fragte er.

Nach einer bejahenden Antwort führte ihn der Diener in einen kleinen Saal und entfernte sich um ihn seinem Herrn anzumelden.

Sobald er sich allein sah, schlug Herr van Vlierbeke rasch den rechten Fuß über den linken und sicherte sich durch diese Haltung davor, daß man den Riß in seinem Stiefel bemerken könne, dann zog er seine goldene Dose hervor und schickte sich an eine Prise zu nehmen.

Der Notar trat mit einem Amtsgesicht ein, bereit höflich zu grüßen, kaum bemerkte er jedoch, wer ihn erwartete, so überzog auch schon der Ausdruck jener Zurückhaltung sein Antlitz, deren man sich als Schutzwehr bedient, wenn man ein lästiges Anliegen voraussieht und abweisen will. Weit entfernt seine gewöhnliche Redseligkeit zu zeigen, setzte er sich, nach einigen kühlen Worten der Artigkeit, schwelgend und fragend Herrn van Vlierbeke gegenüber hin.

Dieser Letztere, durch solche ungünstige Stimmung erniedrigt und verletzt, fühlte einen kalten Schauer in seinen Adern und erbleichte. Endlich faßte er jedoch Muth und sagte mit flehendem Ton:

»Verzeihen Sie, Herr Notarius. Von äußerster Nothwendigkeit gezwungen, wende ich mich nochmals an Ihre Güte und bitte Ihre edle Gesinnung um einen kleinen Dienst.«

»Und was wünschen Sie von mir?« — fragte der Notar mistrauisch.

»Ich wünschte Herr Notar noch eine Summe von tausend Franken oder selbst weniger, gegen Hypothek auf mein Besitzthum aufzunehmen, dies ist jedoch nicht meine besondere Bitte; ich brauche heute durchaus Geld und möchte noch diesen Morgen einige hundert Franken von Ihnen borgen. Sie werden mir hoffentlich, diese geringe Hilfe, die mich aus der größten Verlegenheit rettet, nicht verweigern.«

»Tausend Franken! gegen Hypothek!« — murmelte der Notar. — »Wer würde die Zinsen zahlen, Ihre Güter sind weit über ihren Werth belastet.«

»O Sie täuschen sich Herr Notar,« entgegnete Herr van Vlierbeke mit großer Betrübnis.

»Durchaus nicht, ich habe im Auftrage derjenigen Personen, welche Summen auf Ihre Güter vorgestreckt haben, eine Taxation Ihres ganzen Besitzthums, und zwar so hoch wie möglich angestellt; das Ergebnis war, daß dieselben nur im Falle äußerst günstigen Verkaufs, ihre Capitalien ganz zurück bekommen können, Sie haben eine unverbesserliche Thorheit begangen, mein Herr; wäre ich an Ihrer Stelle gewesen, so hätte ich mein ganzes Vermögen und das meiner Gattin nicht geopfert um einem Undankbaren, ich möchte fast sagen einem Betrüger zu helfen, gleichviel ob er mein Bruder war oder nicht.«

Herr van Vlierbeke, von einer schmerzlichen Erinnerung niedergedrückt, beugte das Haupt, gab jedoch keine Antwort auf die Beschuldigung seines Bruders, seine Finger schienen die goldne Dose krampfhaft zu drücken. Der Notar fuhr fort:

»Durch diese unvorsichtige Handlung haben Sie sich selbst und ihr Kind in Armuth gestürzt, denn verbergen können Sie es jetzt nicht mehr: — Zehn Jahre lang haben Sie, Gott weiß, mit welchen Leiden das Geheimnis Ihres gänzlichen Ruins verborgen gehalten, nun naht sich aber unfehlbar der Augenblick, wo Sie ihre Güter verkaufen müssen.«

Der Edelmann sah den Notar mit einem fragenden Blicke, in welchem Angst und Zweifel vorherrschten, an.

»Es ist dennoch so« fuhr dieser fort: »Herr van Hoogebaen ist auf seiner Reise in Deutschland gestorben, die Erben haben Ihren Schuldbrief über 4000 Franken, im Nachlaß gefunden und mir berichtet, daß an eine Erneuerung desselben nicht zu denken sei. Wenn auch Herr van Hoogebaen Ihr Freund war, die Erben kennen Sie nicht. — Zehn Jahre lang haben Sie bereits versäumt diese Schuld abzutragen, Sie haben 2000 Franken an Zinsen gezahlt. Zu Ihrem eignen Besten muß die Sache ein Ende nehmen. Noch vier Monate bleiben Ihnen, Herr van Vlierbeke, denn so lange läuft der Schuldbrief noch.«

»Noch vier Monate,« seufzte der Edelmann mit traurigem Ton, und dann — »o Gott.«

»Dann werden Ihre Güter gerichtlich verkauft. Ich begreift, daß dieser Gedanke Ihnen Schmerz macht, aber da ein unabwendbares Schicksal Ihnen droht, thun Sie am Besten ihm muthig entgegen zu gehen und sich auf den Schlag vorzubereiten. Lassen Sie mich unter irgend einem Vorwande Ihre Güter feil bieten, so entgehen Sie der Schmach eines gezwungenen Verkaufs.«

Herr van Vlierbeke saß seit einigen Augenblicken und bedeckte die Augen mit den Händen, als ob die schlimmen Worte des Notar ihn zu Boden schmetterten. Als die Frage wegen des freiwilligen Verkaufs seiner Güter an ihn gerichtet wurde, hob er den Kopf empor und sagte mit schmerzlicher Ruhe!

»Ihr Rath ist gut und edelmüthig Herr Notar, aber ich kann ihn nicht befolgen, Sie wissen, daß alle meine Opfer, mein bittres Leben, meine ewige Angst nur dazu dienen müssen, das Schicksal meines einzigen Kindes zu sichern. Sie wissen es, Sie allein Herr Notar, daß Alles, was ich thue, nur einen einzigen, und nach meiner Meinung einen heiligen Zweck hat. Nun es scheint mir. als ob Gott mein zehnjähriges Gebet erhören wolle. Zwischen meinem Kinde und einem reichen Manne, dessen Güte und Vortrefflichkeit ich bewundere, hat sich ein Liebesverhältnis angeknüpft. Seine Eltern scheinen uns sehr geneigt zu sein. Vier Monate! die Zeit ist wahrlich kurz, aber soll ich durch einen Verkauf alle meine Hoffnungen zerstören, meinem Kinde und mir selbst eine offenbare Armuth

auferlegen, jetzt wo ich vielleicht allen meinen Leiden und Qualen ein Ende machen kann?«

»So würden Sie also diese Leute betrügen wollen, vielleicht träfe dadurch Ihr Kind noch ein größeres Unglück!«

Das Wort betrügen, machte den Edelmann zittern, ein kalter Schauder lief durch seine Glieder und die Röthe der Schaam färbte seine schöne Stirn.

»Betrügen,« seufzte er bitter, »o niemals! Aber ich will das Gefühl der Liebe, das aus gegenseitiger Neigung so mild in zwei Herzen entspringt nicht, unterdrücken, da»durch, daß ich mein Elend offenbare. Muß irgend ein Entschluß gefaßt werden, so erkläre ich redlich, wie es mit mir steht. Wird meine Hoffnung dadurch vernichtet, so befolge ich Ihren Rath, lasse mein Gut verkaufen und ziehe aus dem Vaterlande, anderswo hin, wo ich durch Unterricht das Nöthigste für mich und mein Kind zu erringen suche.«

Er schwieg eine Weile und fügte dann, wie mit sich selbstredend, hinzu: »An dem Sterbelager meiner Gattin und auf dem Kruzifix habe ich gelobt, daß mein Kind dieses Schicksal nicht theilen, daß es friedlich und glücklich leben solle. Zehn Jahr Leiden, zehn Jahr Erniedrigung reichten nicht um mein Gelübde zu erfüllen, jetzt erleuchtet ein letzter Strahl der Hoffnung unsere dunkle Zukunft.«

Er ergriff zitternd die Hand des Notars, schauete ihm, wie verwirrt in die Augen, und rief bittend: »O Freund, helfen Sie mir bei diesem entscheidenden Versuch, hatten Sie mich nicht länger hier auf der Folter, sondern gewähren Sie mir, was ich bitte. Ich werde den Namen meines Wohlthäters, den Retter meines Kindes segnen, so lange ich lebe.«

Der Notar zog seine Hand zurück und anwortete verlegen: »Aber ich begreife nicht, in welcher Beziehung dies Alles zu der Summe steht, die Sie geborgt haben wollen.«

Herr van Vlierbeke steckte die Hand in die Tasche und sagte mit eignem Ton:

»Ach es ist lächerlich, nicht wahr, so tief zu sinken, und sein Glück oder ewiges Unglück abhängig zu sehen von Dingen, über die jeder andere Mensch spotten würde? — Morgen kommt der junge Mann

mit seinem Oheim zu uns, um bei uns zu speisen, der Oheim hat sich selbst eingeladen. Wir haben nichts ihnen vorzusetzen, meine Tochter braucht einige Kleinigkeiten um anständig gekleidet zu sein, wir werden ebenfalls von ihnen gebeten werden. Unsere Einsamkeit wird unsere Armuth nicht länger verbergen, Opfer jeder Art müssen gebracht werden um nicht vor Schaam zu vergehen . . . « ^

Bei diesen Worten zog er die Hand aus der Tasche und zeigte dem Notar mit unbeschreiblichen Ausdrücken zwei Franken in kleiner Münze.

»Sehen Sie,« seufzte er, bitter lächelnd, »das ist Alles, was ich noch besitze und morgen muß ich reiche Leute zu Mittag bewirthen. Wird meine Armuth nur im Mindesten verrathen, so geht alle Hoffnung für mein Kind verloren. Um Gottes Willen Herr Notarius versagen Sie mir Ihre edelmüthige Hilfe nicht.«

»Tausend Franken« murmelte der Notar, »ich kann meine Klienten nicht betrügen, welches Pfand wollen Sie mir geben? Sie besitzen nichts mehr, das nicht überschuldet wäre.«

»Tausend, oder fünfhundert oder zweihundert, leihen Sie mir doch etwas, daß es mich aus der Verlegenheit rettet.«

»Ich habe kein Geld disponibel,« war die kalte Antwort, »vielleicht in vierzehn Tagen, aber ich kann es nicht gewiß versprechen.«

»So leihen Sie mir, um unsrer Freundschaft willen, aus Ihrer eignen Kasse.«

»Ich darf nicht hoffen, daß Sie je im Stande sein werden, das Geliehene wiederzugeben,« fiel ihm der Notar mit sichtbarem Verdruß in die Rede, »es ist daher ein Almosen, was Sie verlangen.«

Der Edelmann rang schmerzlich die Hände und wurde blaß, ein funkelnder Blitz strahlte aus seinen Augen, seine Stirn runzelte sich zornig, dennoch bezwang er seine heftige Bewegung, schlug die Augen nieder und murmelte mit trauriger Gelassenheit.

»Ein Almosen; sei es! Auch diesen letzten Tropfen aus dem Leidenskelch, will ich trinken, es ist für mein Kind.«

Der Notar nahm einige Fünffrankenstücke aus einer Schublade und bot sie ihm an. Mochte es nun sein, daß dieser sich verletzt fühlte, ein

Almosen anzunehmen oder ob die Summe ihm unzulänglich schien, er betrachtete das Geld eine Weile mit wildem Blicke, warf sich mit einem Seufzer zurück und bedeckte sein Gesicht wieder mit den Händen.

Ein Diener trat ein und meldete den Besuch einer fremden Person; der Edelmann sprang in die Höhe, so bald jener den Saal verlassen hatte und wischte sich zwei helle Thränen aus den Augen. Der Notar zeigte auf die Fünffrankenstücke, welche er auf den Tisch gelegt hatte; aber Herr van Vlierbeke wendete seine Augen mit Abscheu von dem Gelde und sagte eilig: Herr Notar verzeihen Sie meine Kühnheit, ich erbitte mir nur noch eine Gunst von Ihnen.

»So, und welche?«

»Im Namen meines Kindes, das Geheimnis!«

»Was das betrifft, so kennen Sie mich lange. Hegen Sie keine Furcht. Sie wollen also diese geringe Hilfe nicht annehmen?«

»Dank, Dank,« rief der Edelmann, indem er die Hand des Notar von sich zurück wies und zitternd als habe ihn ein Fieber ergriffen, den Saal verließ und zur Thür hinaus eilte, ohne abzuwarten, daß ihm der Diener dieselbe öffnete. Noch bestürzt von dem erniedrigenden Schlage, der ihn getroffen hatte, fast bewußtlos, sterbend vor Schaam, den Kopf auf die Brust gesenkt und die Augen zu Boden schlagend, lief der unglückliche Edelmann eine Zeitlang durch die Straßen der Stadt, olme zu wissen wo er sich befand. Endlich weckte ihn das Gefühl der Nothwendigkeit aus seinen fieberhaften Träumen, er lenkte die Schritte zum Burgerhout'schen Thor hinaus, und ging die Festungswerke entlang, bis er sich ganz allein an einem einsamen Orte befand.

Dort stillstehend schien er noch einen schweren Kampf bestehen zu müssen. Seine Lippen bewegten sich schnell, auf seinem Angesicht wechselte der Ausdruck der Pein, der Verzweiflung und der Schaam. Mittlerweile nahm er die goldne Dose aus der Tasche und betrachtete mit tiefem Schmerz, das darauf eingegrabene adelige Wappen; dann versank er in trübe Gedanken und erwachte darauf wieder, als ob er etwas Wichtiges beschlossen hätte.

Endlich sagte er mit leiser, aber voll Rührung bebender Stimme:

»Andenken meiner guten Mutter, Schutzengel, der mein Elend so lange verborgen hielt, heiliger Schild, den ich als Schirm gegen Alles erheben konnte, das meine Armuth verrathen wollte; du uraltes Erbe meiner Väter, auch dir muß ich Lebewohl sagen, dich schänden mit meiner Hand. Möge diese letzte Hilfe durch dich verliehen uns von größerer Erniedrigung erretten.«

Eine Thräne rollte über seine Wangen, dennoch fuhr er in seiner sonderbaren Beschäftigung fort und kratzte mit einem Messer auf die Dose, bis daß das Wappen gänzlich unsichtbar geworden war.

Darauf verließ er diesen Ort und kehrte nach der Stadt zurück, wo er meist alle kleinen und einsamen Straßen durchkreuzte und mit furchtsamen und scheuen Blicken alle Aushängeschilde betrachtete.

Nachdem er über eine Stunde so umhergeschlichen war gelangte er an eine kleine Gasse des St. Andreas Viertels und ein plötzlicher Ausdruck auf seinem Gesichte beurkundete, daß er gefunden habe, was er gesucht. Sein Auge richtete sich nämlich auf ein Schild, welches nur vorne zwei Worte enthielt: *Vereidigter Bergträger.* Dies bezeichnete nämlich, daß in dem Hause Jemand wohne, welcher für die Stiftung, *Berg der Barmherzigkeit* genannt (mont äe piéte), Geld aus Pfänder lieh.

Der Edelmann ging dort vorbei und bis an das Ende der Straße, dann kehrte er um und beschleunigte oder verzögerte seine Schritte, je nachdem sich irgend Jemand in der Straße zeigte, bis er zuletzt einen günstigen Augenblick fand und zitternd sich längs der Mauer in das Haus schlich, an welchem er das Aushängeschild entdeckt hatte.

Eine ziemliche Zeit darnach kam er wieder aus dem Leihhaus heraus und flüchtete sich in einen Winkel einer andern Straße. Wohl strahlte einige Freude aus seinen Augen, aber das dunkle Roth, das noch sein Antlitz färbte, bezeugte deutlich, daß er die erwünschte Hilfe nur auf Kosten einer neuen Erniedrigung erhalten habe.

Bald darauf hatte er die Mitte der Stadt erreicht, er trat an einen Laden mit Eßwaaren, kaufte ein gefülltes Huhn, eine Fleischpastete, eingemachte Früchte und andere kleine Gerichte, ließ dieselben in einen Korb packen, bezahlte den Betrag und sagte, daß er seinen Diener senden würde um sie zu holen. Daraus kaufte er bei einem

Goldschmiede ein paar silberne Löffel und ein paar Ohrenglöckchen, worauf er diese Gegend verließ, wahrscheinlich um sich noch verschiedene andere Dinge anzuschaffen.

Inhaltsverzeichnis

Der arme Edelmann.
I. • II. • III. • IV. • V. • VI. • VII. • Vlll. • IX. • X. • XI.

II.

In vielen unserer Haidegegenden hat der Mensch einen siegreichen Kampf angefangen um den Boden aus seinem Jahrhundert langen Schlafe zu erwecken. Er hat die dürren Eingeweide der Erde durchwühlt und seinen Schweiß in ihren Schooß gegossen, hat Wissenschaft und Gewerbefleiß zu Hilfe gerufen, Sümpfe und Moräste ausgetrocknet, das fruchtbare Wasser der Gebirge aus dem Strome der Maas geleitet und so die befruchtenden Lebensadern durch einen Boden strömen lassen, der wie eine Leiche tausend Jahre lang geschlummert hatte.

Ruhmreicher Kampf des Menschen mit der Materie, nie genug gepriesener Sieg, welcher dereinst das unfruchtbare Kämpenland in einen reichen Garten umwandeln wird! Wahrlich unsere Nachkommen werden es nicht glauben, wenn einst eine wogende See von Korn oder eine grünende Weide sich ihrem entzücktem Blick zeigt, wo jetzt die Sonne, von, dem hellen Sande zurückprallt.

Im Norden der Stadt Antwerpen nach den holländischen Grenzen zu, bemerkt man jedoch kaum einige Spuren dieses Beginnens, nur längs den Landstraßen sieht man hier und da da den Ackerbau in die Haide eingreifen, weiterhin dagegen im Herzen des Landstrichs ist Alles wüst und dürr; dort zieht sich eine versengte Ebene hin, deren ein»förmiger Schmuck das Haidekraut ist, so weit das Auge reichen kann; dort findet man noch Plätze, wo nichts den Horizont begrenzt als jener bläuliche Nebel, welcher zu erkennen giebt, daß die Wüste sich noch viel weiter ausdehnt, als die Macht des Blickes sich erstreckt. Wenn man hier große Strecken durchwandert hat, so begrüßt Einen von Zeit zu Zeit ein sich windendes Bächlein, dessen Ufer Kräuter schmücken und Weidengebüsche zieren. Längs diesem murmelnden Haidenbächlein, oder etwas höher hinauf auf dem Lande, zeigen sich einige Pachthöfe, Lusthäuser und ganze Dörfer, als ob der Mensch, wie der Boden nur des fließenden Wassers bedürfe um Nahrung zu finden und zu leben. In einer dieser Gegenden, wo Weiden und anderes Gebüsch den Anbau möglich gemacht hatten stand ein ziemlich großer Hof zu dem ein abgelegener Weg führte.

Die hohen Bäume, welche ihren Schatten so majestätisch rund warfen, bezeugten, daß der Mensch sich hier schon seit Jahrhunderten niedergelassen habe und der Graben, welcher sich rings herumzog, so wie die steinerne Brücke vor dem Thor, berechtigten zu der Annahme, daß daselbst ein herrschaftliches Landgut sein müsse.

Man nannte dieses Besitzthum in der Gegend den Grinselhof.

Der Pachthof nahm mit seinen Wohnungen, Ställen und Scheunen die ganze Vorderseite des Guts ein und hinderte dadurch größtenteils die Vorübergehenden zu sehen, was sich hinter dem dichten Gehölze und innerhalb des Grabens befinde oder zutrage.

Das war auch in der That ein Geheimnis, selbst für den Pächter des Hofes. Hinter seinem Hause und Vorhofe erhoben sich undurchdringliche Bäume, wie ein Vorhang und entzogen das Innerste des Landgutes seinem neugierigen Auge. Weder er noch irgend Jemand seiner Hausgenossen durfte ungerufen diese Grenze überschreiten.

In der Tiefe des Besitzthums, zwischen den höchsten Bäumen, stand ein großes Haus, welches die Bauern das Castell nannten; in diesem wohnte ein Edelmann mit seiner Tochter, so einsam und verborgen, wie ein Einsiedler, ohne Knechte und Mägde, sorgfältig alle Gesellschaft meidend. Man glaubte, daß derselbe, welcher ziemlich ausgedehnte Güter besaß aus unbegreiflicher Habsucht und Gierigkeit, sich so von andern Menschen abgeschlossen habe.

Was den Pächter betrifft, so wich dieser darüber aller Erklärung aus, das Geheimnis seines Herrn mit tiefem Stillschweigen ehrend. Es ging ihm gut auf diesem Hofe. Der Boden war dort fruchtbar und das Pachtgeld nicht hoch. Er erzeigte sich seinem Herrn dankbar dafür und lieh ihm willig ein Pferd um ihn an jeden Sonntagmorgen nach dem Dorfe zu fahren, wo der Edelmann und seine Tochter dem Gottesdienste beiwohnten. Auch stand bei dringenden Gelegenheiten sein junger Sohn, als Knecht dem Gutsherrn zu Diensten.

Es ist an einem Spätnachmittage des Monates Juli, die Sonne hat ihn tägliche Reise am Himmel beinahe zurückgelegt und neigt sich nach Westen, aber ihre Strahlen, obwohl nicht mehr so brennend, wie am Mittage, sind doch noch warm und überströmen die Natur mit

farbenreicher Gluth. Auch auf dem Grinselhof spielt die sinkende Sonne fröhlich und heiter zwischen dem Laube: Während ihre Strahlen die höchsten Gipfel der Bäume mit sanfteren Tinten bemalen und überglänzen, wird Alles Grün an der Ostseite dunkler und das Innere des Gehölzes düster und geheimnißvoll. Riesige Schatten strecken sich über den Boden, und nach der erstickenden Tageshitze erhebt sich langsam die frische Abendkühle aus Gras und Blättern und erfüllt die Luft mit erquickenden Düften.

Trotzdem ist aber auf dem Grinselhof Alles traurig. Eine Todtenstille liegt wie ein Leichentuch über der einsamen Wohnung, die Vögel schweigen, der Wind ruht, kein Blatt bewegt sich . . . Nichts als das Licht, das hier allein zu leben scheint.

Man möchte bei der Abwesenheit aller Bewegung, alles Klanges denken, daß die Natur hier auf immer in einen Zauberschlaf versenkt läge. Wenn man das Auge in der undurchdringlichen Finsternis zwischen dem verwilderten Laube umherirren ließe, so würde man von einem Schauder ergriffen werden, als ob das stille Geheimnis dieses Ortes etwas Schreckliches in seinem Schooße verborgen hielte . . .

Plötzlich raschelt es in den Blättern, mitten im Gebüsch beugen sich Zweige, bei dem raschen Durchgange eines unsichtbaren Körpers, viele Vögel verlassen das Gehölz und fliegen lärmend durcheinander, als wollten sie einer sich nahenden Gefahr entfliehen.

Kommt vielleicht ein menschliches Wesen um durch seine Erscheinung Leben und Klang zu bringen, wo Tod und Stille auf immer zu herrschen schienen?

Dort öffnet sich das Laub, ein junges Mädchen, ganz in Weiß gekleidet springt zwischen den Haselbüschen hervor; mit einem seidnen Fangnetze in der Hand jagt es einem Schmetterling nach: es hüpft und läuft rascher, als ein Reh; den schlanken Körper ausstreckend, die Arme emporgehoben, den Boden nur mit den Fußspitzen berührend scheint es geflügelt und noch behender zu sein als die Vögel, welche durch dasselbe aus ihrem Verstecke gescheucht werden. Langes, in dichten Locken herabfallendes Haar bedeckt

seinen schönen Hals. Seht es thut einen mächtigen Sprung in die Höhe! . . .

Wie ist er doch reizend und prächtig dieser Schmetterling, der über ihrem Haupt flattert und tanzt, als hätte er Lust mit der Jungfrau zu spielen. Seine gezackten Flügel sind mit Augen von Lasur, Purpur und Gold übersäet.

Ein Freudenschrei, ein Klang, wie ein heller Gesangton entflieht der Brust des Mädchens, beinahe hätte es den Gegenstand seines Verlangens gefaßt, doch berührte es ihn nur mit dem Rande des Netzes und verletzte seine Flügel. Obwohl verstümmelt erhebt sich der Schmetterling in die Höhe und ist bald aus seinem Bereich; es sieht ihm traurig nach, bis seine Farben sich mit dem Blau des Himmels verschmelzen.

Die Jungfrau bleibt einen Augenblick keuchend stehen . und schlägt dann mit langsameren Schritten einen breiten Fußpfad ein.

Wie schön ist sie. Die Sonne hat den sanften Teint ihres Antlitzes wohl etwas gebräunt, aber dies erhöht die Röthe auf ihren Wangen und giebt denselben den vollen Ausdruck geistiger Kraft und körperlicher Gesundheit. Unter ihrer hohen Stirn funkeln schwarze Augensterne durch die langen Wimpern, ihr feingeschnittner Mund umschließt zwei Reihen von glänzenden Perlen, welche zwischen Lippen hervorblinken, die eine aufblühende, rothe Rose beschämen würden.

Alles Bezaubernde, das aus diesem freundlichen, jungfräulichen Antlitze strahlt, wird umgeben von einer Krone herabwallenden Haares, welches sich auf ihren Schultern wiegt und dann und wann ihren weißen Schwanenhals durch»schimmern läßt. — Sie ist schlank gewachsen, das einfache, weiße Kleid, das von einem Gürtel fest gehalten wird verbirgt ihre feinen Formen nicht. Wenn sie das Haupt emporhebt und hinüberstreckt um in das Blaue des Himmels zu sehen, so hätte mau leicht glauben können die Traumgestalt eines Luftgeistes zu gewahren und sich einbilden diese Jungfrau sei die Elfe des Grinselhofs.

Während sie jetzt so durch die Gänge streifend, an etwas Fröhliches dachte und sinnig lächelte oder die Regungen ihres

Herzens unterdrückte und da mit ernstem Antlitz stehen blieb und auf den Boden sah, näherte sie sich einem Blumenbeete, in welchem einige Nelken mit hängenden Köpfen, von der Hitze versenkt, schmachteten. Diese Blumen mußten der Gegenstand von Jemandes besonderer Vorliebe sein, denn sie waren alle an weiße Stöcke gebunden und sorgfältig vor Unkraut bewahrt. Die Wahl der Blumen, die kindliche Fürsorge mit der man sie umgab, ein Ton von mütterlicher Pflege, der sich fühlen, aber nicht aussprechen läßt, Alles dies bezeugte, daß eine Frauenhand, oder vielmehr eine liebevolle jungfräuliche Hand dieselben aufziehe und pflege.

Das Mädchen bemerkte schon von Weitem, daß die Blumen schlaff und ermattet an den Stöcken niederhingen. Sie nahete sich ängstlich und sagte, indem sie den Kelch einer Nelke mit der Hand empor hob.

»Ach Gott, meine armen Blumen, ich vergaß gestern euch zu begießen, ihr habt Durst, nicht wahr? Jetzt steht ihr da schmachtend und wartet auf mich mit Gesenktem Köpfchen, als ob ihr sterben wolltet!«

Nachdenkend fügte sie hinzu: »aber ich bin auch seit gestern so zerstreut, so freudig, so heiter.«

Zu Boden sehend, als ob ein Gefühl der Schaam sie beseele, Werte sie mit gedämpfter Stimme.

»Gustav!«

Sie blieb eine Weile so stehen und vergaß die Blumen und dabei vielleicht die ganze Erde, um mit einer entzücken»den Traumgestalt allein zu sein. Bald darauf rührten sich ihre Lippen und sie flüsterte:

»Immer, immer sein Bild vor meinen Augen, immer seine Stimme, die mich verfolgt. Es ist unmöglich diesem Gaukelspiel zu entfliehen, das Herz klopft mir in der Brust, Gott was geht in mir vor; bald jagt das Blut mir glühend durch die Adern, bald wieder fließt es kalt und trag oder es eilt in wilden Sprüngen mir durch die keuchende Brust. Ich bin beklemmt, eine geheime Angst belebt mein Gemüth und doch jauchzt meine Seele und fühlt unbegreifliches Entzücken! . . . «

Sie blieb noch eine Weile unbeweglich und schweigend, dann schien sie Plötzlich zu erwachen, hob rasch den Kopf empor und schüttelte mit einer eigenthümlichen Wendung die dichten Locken aus

dem Gesicht, als ob sie sich von einem sie beherrschenden Gedanken befreien wollte

Lächelnd sagte sie zu den Nelken:

»Wartet ein bisschen, ich will euch helfen und erquicken.« Sie sprang auf die Seite und brach einige Zweige im Gebüsch ab; nachdem sie damit die Blumen beschattet hatte, nahm sie eine kleine, danebenliegende Gießkanne und lief damit durch das Gras nach einem kleinen Weiher, welcher sich unter Trauerweiden mitten auf dem Rasenplatz befand.

Die Oberfläche des Wassers war glatt und ruhig als sie erschien, kaum aber spiegelte sich ihr Bild in derselben wieder, so schien auch der Weiher von lebenden Wesen zu wimmeln; Hunderte von Goldfischchen, jeder Größe und Farbe, rothe, weiße, schwarze kamen hervor geschwommen und geschossen und steckten den Kopf aus dem Wasser, mit den Mäulern schnappend, wie wenn sie sich Gewalt anthäten mit dem Mädchen zu reden.

Mit der einen Hand sich an dem Stamme der nächsten Trauerweide festhaltend, bog sie sich anmuthig über das Wasser und bemühte sich die Gießkanne zu füllen ohne die Goldfische zu berühren.

»Kommt, kommt, laßt mich zufrieden,« sagte sie, während sie die Fische vorsichtig auseinander trieb, »ich habe jetzt keine Zeit zu spielen, ich will euch gleich euer Mittagessen holen.«

Aber die Fische spielten um die Gießkanne herum, bis sie dieselbe aus dem Wasser herausnahm, ja selbst als sie schon fort war, umkreisten sie noch mit schnellen Bewegungen die Stelle am Rande des Weihers, welche ihr Fuß eingedrückt hatte.

Das Mädchen hatte die Blumen begossen. Die Gießkanne war ihr langsam aus der Hand geglitten. Mit gesenktem Haupte richtete sie nun ihre Schritte nach der einsamen Wohnung, kehrte ebenfalls langsam zurück und warf den Goldfischen etwas Weißbrot zu, darauf wandelte sie wieder ganz in Gedanken vertieft, in den Gartenpfaden umher.

Endlich näherte sie sich einem Platze, wo ein hoher Katalpastrauch seine Zweige wie ein breiter Schirm über den Weg ausstreckte und niederbeugte; darunter stand ein Tisch und zwei Stühle. Ein Buch und

ein Tintenfaß und weibliche Handarbeit bezeugten, daß die Jungfrau noch kürzlich hier gesessen und gearbeitet habe.

Sie setzte sich auch jetzt auf einen der Stühle hin, nahm abwechselnd das Buch und die Handarbeit, ließ aber Beide wieder fallen und legte dann, sich ihren Gedanken hingebend, ihr holdes Köpfchen auf den Arm, wie Jemand, der ermattet ist und ruhen will. Eine Zeit lang irrten ihre Augen unstet im Raume umher, dann und wann spielte ein süßes Lächeln um ihren Mund, wie wenn sie sich mit einem befreundeten Wesen unterredete, mitunter sanken ihre ermüdenden Augenlider; ihre Wimpern hoben sich jedoch wieder um noch schwerer niederzusinken, bis endlich ein tiefer Schlaf sich ihrer bemächtigt zu haben schien.

»Schlief sie?« Ihre Seele wachte und genoß der Freude, denn das anmuthige Lächeln zeigte sich noch immer auf ihrem Antlitz, und verschwand es auch mitunter, um einem ruhigern Ausdruck Platz zu machen, so erschien es doch bald wieder und zeigte von Neuem den Ausdruck des Glückes und der Lebensfreude in dem spiegelreinen Wesen der Jungfrau. Man hätte sagen können, daß ihre Traumgestalten sich verkörperten und vor ihren Augen in der Abendröte schwebten, um ihr Herz mit einer Fluth von Freude zu überströmen.

Lange lag sie so dort, in gänzlicher Vergessenheit ihrer selbst, von süßen Träumen eingewiegt, da ließ sich an dem Vorderthor bei dem Pachthofe ein Geräusch hören und das laute Wiehern des Pferdes störte die Stille des Grinselhofes. Die Jungfrau erwachte jedoch nicht.

Das alte Cabriolet war aus der Stadt angekommen und auf dem Hof nach dem Stalle gefahren.

Der Pächter und seine Frau eilten herbei um den Herrn zu begrüßen und das Pferd auszuspannen. Während sie damit beschäftigt waren stieg Herr van Vlierbeke aus dem Wagen und sprach einige freundliche Worte mit ihnen, jedoch in einem so trüben Tone, daß der Pächter und seine Frau ihn verwundert ansahen. Allerdings pflegte ihn der stille Ernst selbst beider äußersten Freundlichkeit nie zu verlassen, dies Mal jedoch zeigte sein Antlitz eine ganz ungewöhnliche Niedergeschlagenheit. Er schien sehr ermattet und

sein sonst lebendiges Auge bewegte sich langsam und träge unter den gesenkten Wimpern.

Das Pferd ging in den Stall; der junge Knecht, der bereits die Livree abgelegt hatte, nahm einige Körbe und Pakete aus dem Wagen, trug sie hinein und legte sie auf einen Tisch; unterdessen näherte sich Herr van Vlierbeke und sagte:

»Baas Jans, ich brauche Eure Hilfe, morgen kommt Besuch nach dem Grinselhof; Herr Denecker und sein Neffe werden hier zu Mittag speisen.«

Erstaunt sah der Pächter seinen Herrn an, er konnte nicht glauben was er hörte. Nach einer kurzen Pause fragte er zweifelnd:

»Der dicke reiche Herr, der Sonntags während der Messe neben Euch im Stuhle sitzt?«

»Nun denn, Baas Jans, was ist daran so wunderbar?«

»Und der fröhliche, junge Herr Gustav, der gestern nach der Messe auf dem Kirchhof mit unserm Fräulein gesprochen hat?«

Derselbe.«

»Ach, Herr, es sind so reiche Leute, sie haben alle Güter rund um den Echelpoel gekauft. Auf ihrem Hofe stehen wohl zehn Pferde im Stall, ohne diejenigen, die sie noch in der Stadt haben; ihre Kutsche ist von unten bis oben mit Gold und Silber geschmückt.«

»Ich weiß es, und gerade deshalb will ich sie empfangen, wie es sich für ihren Stand geziemt. Haltet euch mit eurer Frau und eurem Sohne bereit: ich will euch morgen sehr früh rufen, ihr werdet mir willig eine Hand reichen, um mir zu helfen, nicht wahr?«

»Gewiß, gewiß Herr, mit dem größten Vergnügen, das geringste Wort von Euch genügt. Es freut mich, wenn ich Euch einen Dienst leisten kann.«

»Habt Dank für Eure Güte,' es bleibt also dabei, morgen früh.« Herr van Vlierbeke ging in den Hof und gab dem jungen Knechte einige Befehle hinsichtlich der Körbe, die aus dem Wagen genommen waren; darauf verließ er den Hof und ging durch das Gehölz nach dem Grinselhof.

Sobald er dem Pächter aus dem Gesicht war, erhielt sein Antlitz einen freiern Ausdruck und ein lächelndes Verlangen umspielte seinen Mund, während er sich in den Gartenwegen umsah, als suche er Jemand in dieser Einsamkeit.

Plötzlich fiel sein Auge auf die schlafende Jungfrau. Wie von einem zauberhaften Anblick ergriffen, wurden seine Schritte langsamer und er blieb entzückt vor ihr stehen.

Gott, wie schön war die Ruhende! Jetzt, wo die sinkende Sonne sie mit warmer Gluth übergoß und Alles rund um sie her in rosigem Schimmer erglänzte; ihre schweren Locken lagen in holder Verwirrung auf ihren Wangen. Der Katalpastrauch hatte viele seiner Blüthen auf ihr Haupt fallen lassen und ihren Ruheplatz mit schneeweißen Kelchen bestreut. Sie träumte noch immer, ein Lächeln stiller Seligkeit spielte in ihren Zügen; ihre Lippen bewegten sich und Werten unbestimmte Worte, wie wenn ihre Seele strebe sich Luft zu machen durch den Ausdruck eines überwältigten Gefühls.

Lange hielt Herr van Vlierbeke seinen Athem zurück und liebkosete das süße, jungfräuliche Wesen mit seinen Blicken. Von tiefer Rührung ergriffen, hob er die Augen gen Himmel und sagte mit stiller, begeisterter Stimme:

»Dank, dir. Allmächtiger, sie ist glücklich! Laß mich auf Erden ein Dulder bleiben, aber mein Leid mache dich barmherzig gegen sie! Gnade, Schutz für mein Kind, möge ihr Traum Wahrheit werden, o Gott!

Nach diesem kurzen, aber feurigem Gebete ließ er sich auf dem zweiten Stuhle nieder, legte den Arm vorsichtig auf den Tisch, um seinen Kopf darauf zu stützen, mit dem süßen Lächeln des Glücks und dem Glanz froher Verwunderung auf dem Gesicht. Für ihn mußte der Anblick der jungfräulichen Schönheit seiner Tochter, eine Quelle inniger Freude sein, welche ihn durch eine wunderbare Kraft auf einen Augenblick, alle seine Leiden vergessen machte; denn er hielt jetzt den Blick mit seligem Entzücken auf sie gerichtet und auf seinem Gesichte wiederholte sich wie in einem treuen Spiegel, jede Rührung, welche die feinen Züge der Jungfrau in Bewegung setzte.

Plötzlich färbte ein tiefes Erröthen ihre Stirn, ihre Lippen bewegten sich deutlicher. Ihr Vater betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit und obwohl sie nicht gesprochen hatte, verstand er doch eins der tonlosen Worte, welche mit ihrem Odem in der Luft verschwunden waren.

»Mit noch größrer Freude«, sagte er leise zu sich:

»Gustav,« sie träumt von Gustav, ihr Herz stimmt mit meinen Wünschen überein, möge es glücken, möge Gott ihm günstig sein. Ja mein Kind öffne dein Herz nur dem schmeichelnden Gefühl der Hoffnung, träume und sinne. »Aber wer weiß — doch nein vergällen will ich dir diese selige Stunde nicht durch das kalte Bild der Wirklichkeit. Schlafe, schlafe und laß deine Seele sich baden in dem Zauberstrome aufkeimender Liebe.«

Herr van Vlierbeke blieb noch einige Zeit in stiller Betrachtung vor der Jungfrau sitzen; endlich richtete er sich auf, trat hinter sie und drückte ihr einen langen Kuß auf die Stirn.

Noch halb träumend öffnete sie langsam die Augen. Kaum bemerkte sie jedoch, wer sie weckte, als sie aufsprang, beide Arme um ihren Vater schlug, schmeichelnd um seinem Halse hing und unter zärtlichen Küssen allerlei Fragen an ihn richtete.

Der Edelmann wand sich aus den Armen seiner Tochter und sagte mit liebreichem Scherz:

»Wahrscheinlich darf ich Dich, Lenora, heute nicht fragen, welche Schönheiten Du im Vondel's Lucifer entdecktest, dir hat es gewiß an Zeit gefehlt die Vergleichung, dieses Meisterstückes unsrer Sprache mit Milton's verlornem Paradiese zu beginnen.«

»Ach Vater, stammelte Lenora, es ist mir allerdings so wunderlich und seltsam zu Muthe, ich weiß nicht was mir fehlt, ich kann selbst nicht einmal mit Aufmerksamkeit lesen.«

»Nun, Lenora, betrübe Dich nicht mein Kind, setze Dich, ich muß Dir etwas Wichtiges sagen. Du weißt nicht, warum ich heute in die Stadt gefahren bin; wir haben Morgen Gäste zu Tisch.«

Die Jungfrau erstaunte über diese Mittheilung und blickte ihren Vater fragend und verwundernd an.

»Es ist Herr Denecker, er kommt Morgen; Du weißt es wohl, der reiche Kaufmann, welcher neben mir im Kirchenstuhl zu sitzen pflegt und das Schloß bei dem Echelpoel bewohnt.«

»Ja, ich kenne ihn wohl, er grüßt mich immer so freundlich und hilft mir aus dem Wagen steigen, wenn wir vor der Kirche halten. Aber? . . .

»Deine Augen fragen mich, ob er allein kommt,« erwiderte er. »Nein, Lenora, es kommt noch Jemand mit ihm.«

»Gustav!« rief die Jungfrau wider ihren Willen, mit einem eignen Ton der Ueberraschung und der Freude, während das Erröthen der Schaam ihre Stirn bedeckte.

»In der That, es ist Gustav,« antwortete Herr von Vlierbeke; »zittre darum nicht und fürchte Dich nicht davor, weil Deine Seele, sich sich selbst noch unbewußt, einem neuen Gefühle öffnet. Zwischen Dir und mir kann kein Geheimnis bestehen, das meine innige Liebe nicht ergründete.«

Die Jungfrau sah ihrem Vater tief in die Augen und schien in seinen milden Blicken die Erklärung seines Räthsels zu suchen. Plötzlich, als wenn ihr Geist auf einmal erleuchtet worden sei, schlug sie ihm den Arm um den Hals, verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und sagte mit feuriger Dankbarkeit:

»Vater, lieber Vater, Deine Güte ist unendlich!«

Der Edelmann erfreute sich eine Weile an den zärtlichen Liebkosungen seiner Tochter. Allmälig verfinsterten sich aber seine Züge, und eine Thräne blinkte in seinem Auge. Er sagte mit tief gefühltem Tone:

»Lenora, was uns auch im Leben widerfahren möge, Du wirst deinen Vater immer so lieben, nicht wahr?«

»Ach immer, immer!« rief die Jungfrau.

»Lenora, mein Kind,« seufzte der Vater, »Deine süße Liebe ist mein einziger Lohn und mein Leben auf Erden, raube meiner Seele nie diesen Trost.«

Der traurige Ton seiner Stimme erschreckte das junge Mädchen so sehr, daß es sprachlos seine Hände ergriff, ihm den Kopf an die Brust

legte und still zu weinen begann.

Sie blieben einige Augenblicke so bewegungslos in tiefer Rührung stehen, welche weder Betrübnis noch Freude war, jedoch ihr unergründliches Wesen der Mischung dieser beiden Empfindungen verdankte.

Des Vaters Antlitz nahm zuerst einen anderen Ausdruck an, seine Züge wurden ernst, er schüttelte zweifelnd das Haupt und schien sich selbst etwas vorzuwerfen. In der That, die seltsamen Worte, welche die Thränen seiner Tochter fließen machten, waren aus seiner Seele aufgestiegen bei dem Gedanken, daß ein Anderer mit ihm die Neigung seines Kindes theilen, dasselbe vielleicht auf immer entfernen würde.

Zu jedem Opfer bereit und wenn solches noch ungleich größer wäre, sobald es nur etwas zu dem Glücke seines Kindes beitragen konnte, hatte dennoch die Idee einer solchen Trennung sein Herz schmerzlich berührt. Liebkosend sagte er nun zu seiner Tochter:

»Komm, komm, Lenora! Sei wieder heiter und fröhlich; es ist ein Glück, daß unsere Seele sich manchmal wieder entlasten kann, wenn das Uebermaaß des Gefühls sie drückt. Laß uns hinein gehen, ich habe Dir noch viel zu sagen, damit wir unsere Gäste empfangen, wie sich's gehört.«

Die Jungfrau gehorchte seufzend und folgte ihrem Vater mit langsamen Schritten, während noch einige Thränen ihren schönen Augen entfielen.

Einige Stunden später saß Herr von Vlierbeke in dem großen Saal seiner Wohnung bei einem kleinen Lämpchen, du Arme auf den Tisch legend. Das Gemach, das nur an einer einzigen Stelle erleuchtet war, während alle Winkel und Ecken in tiefer Dunkelheit verschwammen, hatte etwas Unheimliches und Todtes; die flackernde Flamme der Lampe warf ihren Schein in langen Streifen auf die Mauer und bildete allerlei gespensterhafte Gestalten, während die alten Portraits, welche die Wände schmückten, ihre eigensinnigen Augen auf den Tisch zu heften schienen.

Aus dieser Dunkelheit und Stille trat das schöne und ruhige Antlitz des Edelmannes allein hervor. Das glänzende Auge in die Tiefe der Nacht gerichtet, saß er da wie «in unbewegliches Bild und schien aufmerksam wartend auf etwas zu lauschen.

Endlich stand er vorsichtig auf, ging auf den Fußspitzen bis an das andere Ende des Saales und legte das Ohr an eine verschlossene Thür.

»Sie schläft,« Werte er leise und seufzte dann mit emporgerichtetem Blicke:

»Gott beschütze ihre Ruhe!«

Jetzt näherte er sich dem Tische, ergriff die Lampe und eröffnete einen in der Mauer angebrachten Schrank, Niederkniend nahm er aus den untersten Schubladen einige Servietten und ein Tischtuch, entfaltete sie und versicherte sich mit ängstlicher Genauigkeit, daß kein Flecken sie entstellte. Ein Lächeln der Zufriedenheit bezeugte, daß der Ausgang dieser Untersuchung ihn erfreue.

Sich aufrichtend ergriff er jetzt ein Körbchen, ging mit demselben zu dem Tische und nahm aus dem Schubladen einen Lappen und ein Stück Kreide; diese letztere zerklopfte er mit dem Griffe eines Messers und begann nun die silbernen Messer und Gabeln, welche in dem Körbchen lagen, zu reiben und zu putzen. Dasselbe that er mit den Salzmesten und anderem kleineren Tischgerät, das meist von Silber war und durch seine getriebene Zierrathen einen gewissen Reichthum andeutete.

Während er sich so beschäftigte, gab sich sein Geist der Erinnerung hin. Die Unbeweglichkeit seines Gesichtes und seiner Augen bewiesen, trotzdem er unsicher in die Dunkelheit zu blicken schien, daß er tief in Gedanken versunken war. Von Zeit zu Zeit bildeten seine Lippen zuweilen Worte, welche stille und zugleich liebe Töne begleiteten, denn ein liebevolles Lächeln strahlte dabei auf seinem Gesichte; er hatte bereits auf seinen Lippen alle Namen genannt, die ihm auf Erden theuer gewesen waren, und vielleicht die reine Lebensfreude seiner Jugend wiedergenossen. Seine Stimme wurde deutlicher, er seufzte:

»Armer Bruder, ein einziger Mensch weiß, was ich für dich that, und dieser nennt dich einen Undankbaren, einen Betrüger, und du, du

irrst umher im Norden Amerika's, kränklich und verkümmernd; für geringen Lohn durchstreifst du die Wüsten, wo Monate lang kein menschliches Antlitz dich anblickt; du, auch ein Edelmann, bist des Engländers Knecht geworden und sammelst die Pelze, welche zur Pracht der Reichen dienen müssen. Ach, ich erdulde bittere Leiden um deinetwillen, aber Gott ist mein Zeuge, daß die Liebe zu dir unvermindert in meinem Herzen lebt. Möge deine Seele, o Bruder, während du in der einsamen Wüste sitzest und trauerst, diesen Seufzer meiner Seele empfinden und er dich trösten in deinem Elend.«

Der Edelmann versank eine Weile in die Betrachtung von seines Bruders Schicksal; endlich riß er sich los von seinen Träumen und wandte seine Aufmerksamkeit auf die Arbeit. Er legte die silbernen Gegenstände neben einander auf den Tisch hin und sagte nachdenkend:

»Sechs Gabeln, acht Löffeln, wir sind unsrer vier am Tisch, es muß also genau aufgepaßt werden, sonst fehlt es irgendwo; es wird indessen doch gehen, ich werde die Pächterin genau unterrichten, sie ist eine gewandte Frau.«

Während er diese Worte sagte, schloß er Alles wieder in den Schrank; dann nahm er das Lämpchen, verließ mit langsamen und vorsichtigen Schritten den Saal und stieg eine steinerne Treppe hinunter in einen weiten gewölbten Keller, wo er eine kleine Thür öffnete und sich unter eine noch niedrigere Wölbung bückte. Bei dem Scheine der Lampe tastete er unter einer großen Anzahl leerer Flaschen umher und fand endlich, was er suchte. Er nahm drei Flaschen aus dem Sande heraus und sagte, mit Angst und Blässe auf dem Gesicht:

»Himmel, nur drei Flaschen, drei Flaschen Tischwein, mehr nicht, und man sagt, daß Herr Denecker seinen Stolz darin setzt, viel trinken zu können. Was soll ich anfangen, wenn man diese drei Flaschen leert und dann noch mehr Wein verlangt? . . . Ich trinke nicht, Lenora wenig, also zwei Flaschen für Herrn Denecker und eine für seinen Neffen, es kann genug sein. Hier hilft doch kein Klagen, das Schicksal muß entscheiden.«

Ohne weiter etwas hinzuzusetzen, ging der arme Edelmann in die anderen Ecken des Kellers und sammelte dort einige Spinneweben, die er kunstmäßig über die drei Flaschen hing und hier und dort mit ein wenig Sand bestreute.

Dann ging er wieder hinauf in den Saal und kleisterte ein Stück Tapete an die Wand , da wo diese durch Zufall etwas abgescheuert war. Nachdem er darauf noch eine halbe Stunde an seinen Kleidern gebürstet und die von der Zeit abgeschabten Stellen an den Ellenbogen und den Knie n durch Tinte und Wasser zu verbergen gesucht hatte, ging er wieder an den Tisch und bereitete sich auf eine noch viel seltsamere Arbeit vor. Er nahm nämlich einen seidenen Faden, eine Schusterahle und ein Stück gelbes Wachs aus einer Schublade, legte seinen Stiefel auf den Schooß und fing an, wie ein geschickter Schuhmacher den Riß an demselben zuzunähen.

Diese Arbeit mußte traurige Gedanken in ihm erwecken, denn er lachte verächtlich, als ob er eine bittere Freude daran finde, sich selbst zu verspotten. Auf seinem Antlitz offenbarte sich bald darauf ein heftiger, inniger Streit; das Roth der Schaam wechselte ab mit der Blässe der Angst, bis er endlich wie erzürnt den seidenen Faden abschnitt, den Stiefel auf den Tisch warf, in die Höhe sprang, die Hand nach den Bildnissen ausstreckte und mit unterdrückter Stimme rief:

»Ja, schaut mich an, Ihr, deren edles Blut durch meine Adern fließt! Du, Feldoberst, der an Egmont's Seite bei St. Quentin das Leben für das Vaterland opferte, — Du, Staatsmann, der Du nach der Schlacht von Pavia dem großen Kaiser Karl so ausgezeichnete Dienste leistetest, — Du, Wohlthäter der Menschheit, der so viele Gotteshäuser beschenkte, — Du, Prälat, der du als Priester und Gelehrter die Kirche deines Gottes so mannhaft vertheidigtest! Seht mich an, nicht allein von dieser leblosen Leinwand — auch aus dem Schooße des Allmächtigen! Er, der hier seinen Stiefel näht und in nächtlicher Stille sein Elend verdeckt, er ist euer Sohn, der Sprosse Eures Stammes. Wenn auch der Blick der Menschen ihm Leid verursacht, vor Euch zum mindesten schämt er sich seiner Erniedrigung nicht! . . . O meine Väter, Ihr habt mit Schwert und

Wort gestritten gegen die Feinde des Vaterlandes, ich kämpfe gegen Spott und unverdiente Schmach ohne Hoffnung auf Sieg und Ruhm, ich leide und meine Seele nutzt sich ab, ohne daß die Welt mir etwas Anderes als Spott und Verachtung aufbewahrt! — Und dennoch hab' ich Euer Wappen nie befleckt, was ich that, ist gut und tugendhaft in den Augen Gottes; die Quellen meines Unglücks sind Edelmuth, Barmherzigkeit und Liebe. Ja, ja, richtet eure glänzenden Augen auf mich, seht mich an, wie ich in Armuth versunken bin; aus der Tiefe meiner Erniedrigung will ich das Haupt stolz zu Euch emporheben und das Auge nicht niederschlagen vor Eurem Blick. Hier in Eurer Gegenwart bin ich allein mit meiner Seele, mit meinem Gewissen, hier trifft keine Schmach denjenigen, der als Edelmann, als Bruder, als Christ und als Vater zum Märtyrer wird, weil er seine Pflicht gethan hat.«

Herr van Vlierbeke ward von seinem Eifer fortgerissen, mit großen Schritten wandelte er vor der Mauer auf und ob und hob mit raschen Geberden die Hand zu den Bildnissen seiner Väter empor; es lag etwas Majestätisches in seinem Wesen, mit aufgerichtetem Haupte erschien er gebieterisch, wie ein Herr; seine schwarzen Augen funkelten in der Dunkelheit, sein schönes Antlitz strahlte von Würde, sein Ausdruck und sein Benehmen waren männlich und wunderbar groß.

Plötzlich blieb er stehen, legte die Hand an die Stirn und murmelte mit traurigem Lächeln:

»Armer Wahnsinniger, deine Seele sucht sich Raum, sie bricht die Bande der Erniedrigung — und träumt . . . «

Die Hände zusammenschlagend, sagte er mit zum Himmel gerichtetem Blick:

»Ja, es ist eine Täuschung, aber dennoch danke ich dir, o gütiger Gott, daß du diesen Brunnen von Muth und Geduld in meine Seele leitetest. — Genug, die Wirklichkeit steht wieder vor meinen Augen wie ein Gerippe, das mich angrinst in der Finsternis jetzt aber bin ich stark, ich verlache dieses widerliche Gespenst der Demüthigung.«

Er sammelte sich wieder, die Mnthlosigkeit spannte seine Züge von Neuem ab, er senkte das Haupt und seufzte ängstlich:

»Und Morgen? . . . Morgen wird das Auge der Menschen mißtrauisch sich auf dich richten: du wirst zittern bei den verwunderten Blicken Derjenigen, welche das Räthsel deiner Handlungen zu lösen suchen, du wirst mit vollen Zügen den Kelch der Schande leeren; doch lerne deine Rolle gut, berechne die Züge deines Gesichtes, spiele die feige Posse fort . . . und sei eingedenk deines edlen Stammes, um auf der Folterbank aus allen Gefäßen deines Herzens zu bluten und hundertmal in einer Stunde zu sterben . . . Geh, deine nächtliche Arbeit ist abgethan, geh und suche Ruhe, vergiß im Schlafe, was du bist und was dir droht. Der Spott! Dort erwartet dich die Bühne der letzten Erniedrigung, dort kannst du dich selbst sehen — sehen, wie man dein väterliches Erbe verkauft, wie man verächtlich über deinen Fall lacht, wie du mit deinem Kinde aus deinem Vaterlande fliehest, um in fernen Gegenden das Brot des Elendes zu suchen . . . schlafen! das macht mich zittern . . . der Schuldbrief. . der Schuldbrief . . . «

Dieses Wort wiederholte er mehrere Male mit steigender Angst, während er alle auf dem Tische liegende Dinge bei Seite brachte.

Gleich darauf verschwand er mit dem Lämpchen durch eine Thür, die wahrscheinlich zu seinem Schlafgemach führte.

III.

Sobald am andern Tage die erste Morgenröthe den Himmel färbte, war schon Alles auf dem Grinselhofe in Thätigkeit, die Pächterin und ihre Magd scheuerten die Treppen und Gänge, der Pächter reinigte den Stall und sein Sohn säuberte und hackte die Wege des Gartens; Lenora war so früh schon im Speisesaale, damit beschäftigt, Staub abzuwischen und die Möbel und die anderen kleinen Gegenstände kunstgerecht zu ordnen.

Es war ein Leben und eine Bewegung, wie man sie seit zehn Jahren auf dem Grinselhofe nicht mehr gesehen hatte; es schien, als ob die Leute des Hofes sich der Arbeit außerordentlich freuten; auf ihrem Antlitz glänzte eine Art von siegreichem Ausdruck, als ob sie wähnten, mit der tödtlichen Einsamkeit, die hier so lange ungestört geherrscht hatte, einen glücklichen Kampf zu führen.

Herr van Vlierbeke, obwohl innerlich mehr als die Anderen aufgeregt, wanderte mit scheinbarer Kälte auf und ab und ging von Einem zum Andern, Jeden durch einige liebreiche, sanfte Worte ermunternd und Alles lenkend, ohne sich eigentlich merken zu lassen, daß er sich viel um das, was vorgenommen wurde, bekümmere. Er schmeichelte lächelnd der Eigenliebe dieser einfältigen Leute und machte ihnen mit freundlichem Scherz begreiflich, daß es auch eine Ehre für sie sei, wenn seine Gäste sich mit seinem Empfange zufrieden zeigten.

Noch nie hatten der Pächter und seine Frau Herrn van Vlierbeke so mittheilend und fröhlich gesehen, und da sie ihn wirklich von Herzen ehrten und liebten, so waren sie darüber auch nicht weniger erfreut, als ob auf dem Grinselhofe Kirmse gewesen wäre. Sie erkannten nicht, daß, da der arme Edelmann sie nicht mit Geld bezahlen konnte, er ihnen ihre Arbeit mit Zuneigung und Freundlichkeit zu vergelten suchte.

Als das schwerste Werk gethan war und die Sonne bereits höher am Himmel stand, rief Herr van Vlierbeke seine Tochter herunter und theilte ihr das Nähere über die zu kochenden Speisen mit; sie sollte

nur dann und wann nachsehen und der Pächtern sagen, wie sie die ihr unbekannten Gerichte zu bereiten habe.

Das Feuer wurde in den alten Oefen angezündet, das Holz flammte und krachte auf dem Heerde, die Kohlen glühten in den Pfannen und der Rauch rollte in spielenden Kreisen über das Dach hin. Der Korb ward ausgepackt, das gefüllte Huhn, die Fleischpasteten und andere ausgesuchte Speisen herausgenommen; man brachte ganze Körbe mit Erbsen, Bohnen und anderem Gemüse; die Frauen begannen diese zu putzen und zu bereiten.

Lenora selbst nahm Antheil an dieser Arbeit und plauderte fröhlich mit der Pächterin und mit der Magd: die letztere, welche nur sehr selten, die Jungfrau in der Nähe gesehen hatte und nie lange in ihrer Gegenwart geblieben war, betrachtete ihre schönen jungfräulichen Züge, ihre schlanke Gestalt und ihre feurigen Augen mit einer Art von Bewunderung und außerordentlicher Ehrerbietung, noch lebendiger drückten sich diese Gefühle auf ihrem Antlitze aus, als aus dem Munde der träumenden Lenora einige Töne von einem bekannten Volksliede aufstiegen.

Die Magd stand vom Stuhl auf, näherte sich schüchtern ihrer Herrin und sagte dieser bittend und leise etwas in das Ohr, doch laut genug um von Lenora verstanden zu werden:

»Ach Frau Pächterin bittet doch das Fräulein uns ein Stückchen von dem Liede zu singen, ich habe gestern zugehorcht, es war so schön, daß ich dumme Liese wohl noch eine Viertelstunde hinter den Haselsträuchern stand und weinte.«

»Ach ja, bat die Pächterin Lenora, wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht Fräulein, so würden Sie uns sehr dadurch erfreuen, Sie haben eine Stimme, wie eine Nachtigall und ich erinnere mich, Fräulein, daß meine Mutter — sie ist schon lange bei Gott — mich stets in den Schlaf zu wiegen pflegte mit diesem Liedchen.«

»Es ist so lang,« antwortete Lenora lächelnd.

»Ach, wenn es auch nur einige Verse wären,« erwiderte jene, »heut' ist einmal so ein fröhlicher Tag.«

»Nun denn,« sagte Lenora, »wenn es euch Vergnügen macht, warum sollt ich es Euch da abschlagen, so hört:

Am Rand von einem schnellen Fluß,
Ein traurig Mädchen saß,
Sie klagt' und weinte voll Verdruß
In's Gras, von Thränen naß.

Sie warf die Blümchen, die sie sah,
Fortwährend in den Strom,
Sie rief ach lieber Vater, ach!
Ach, lieber Bruder, komm!

Ein Reicher, der dort wandelte
Hört' ihren lauten Schmerz,
Als er das Mädchen weinen sah,
Brach sein mitleidig Herz.

Er sprach zu ihr: »Mein liebes Kind,
Was dich quält, sage mir,
Sag' mir, warum du weinst und klagst
Kann ich, so helf ich dir.«

Sie seufzt' und sah ihn trostlos an,
Und sprach: »O braver Mann,
Eine arme Waise, trefft Ihr an
Der Gott nur helfen kann.

Seht Ihr den grünen Hügel nicht,
Es ist der Mutter Grab,
Seht Ihr den Rand des Flußes nicht,
Mein Vater stürzt' hinab.

Der wilde Strom bezwang ihn gleich,
Er kämpfte und versank.
Mein Bruder sprang alsbald ihm nach,
Allein, auch er ertrank.

Jetzt eil' zur Hütte ich hinaus,
Wo nichts als Jammer ist« —
So schüttete ihr Herz sie aus,
Das voller Kümmernis.

Der Herr sprach: »Klage nicht mein Kind,
Ich lindre deine Pein,
Ich will dein Bruder und dein Freund
Und auch dein Vater sein.«

Er hieß sie liebreich seine Braut
Und nahm sie bei der Hand,
Und ließ sie bei dem Flusse noch
Anziehn ein reich Gewand.

Sie hat nun Speis' und leckern Trank
Und was ihr Freude macht,
Der reiche Mann verdient viel Dank,
Daß er so brav gedacht.[Dieses Volkslied, unter den Namen: die Waise bekannt,
wird in den Kempen, viel gesungen. Die Melodie ist traurig, doch süß und anmuthig

und hat wie Willens (Oude Vlaemsche liedern S 223.) bemerkt viel Aehnliches mit dem Lieblingsliede der Catalani. Nel cor più, non mi sento; es ist eigentlich ein ursprünglich deutsches Gedicht.]

Bei dem Beginne der letzten Strophe zeigte sich Herr van Vlierbeke an der Schwelle der Küche, die Pächterin stand ehrerbietig auf und schien zu fürchten, daß er sich über das Geschehene erzürnen möchte, er gab jedoch seiner Tochter ein Zeichen fortzufahren. Als der Gesang zu Ende war sagte er freundlich zur Pächterin:

»Ah, man ist hier heiter, das freut mich wirklich, ich brauche einige Augenblicke Eurer Hilfe oben, liebe Frau.«

Von der Pächterin begleitet ging er die Treppe hinauf in den oberen Saal, wo die Tafel gedeckt war, der junge Bauer stand bereits dort in Livree, mit der Serviette auf dem Arm. Nachdem der Edelmann durch eine kurze Anrede, die Pächterin und ihren Sohn überzeugt hatte, daß, was er thue, nur darauf hinausgehe, damit sie Ehre einlegten durch ihre Bedienung bei Tische, begann er eine wahre Komödie mit ihnen zu spielen und ließ Jedes seine Rolle mehrere Mal durchmachen. Vorzüglich sah er bei dieser Uebung auf den schnellen Wechsel von Löffeln und Tellern und wußte alle Fälle, welche er fürchtete, bei diesem Unterrichte so gut und so künstlich sich wie von selbst zutragen zu lassen, daß er endlich zufrieden aufhören konnte, mit der Hoffnung es werde Alles gut und recht gehen.

So näherte sich endlich die Stunde des Mittagessens, Alles stand in der Küche bereit, Jeder war an seinem Platze, Lenora hatte sich angekleidet und wartete mit klopfendem Herzen hinter den Gardinen eines Nebenzimmers. Ihr Vater saß mit einem Buche unter dem Katalpastrauch und schien zu lesen: so verbarg er seine steigende Angst vor den Leuten des Hofes.

Ungefähr um 2 Uhr Nachmittags fuhr ein prächtiger Wagen von schönen englischen Pferden gezogen in den Grinselhof und hielt vor der steinernen Haustreppe.

Der Edelmann begrüßte seine Gäste mit der ihm eigenthümlichen freundlichen Würde und sagte einige heitere Worte, während der Kaufmann seinem Kutscher den Befehl gab, ihn präzis fünf Uhr mit dem Wagen abzuholen, weil er noch an demselben Abende wegen unaufschieblicher Geschäfte nach der Stadt müsse.

Herr Denecker war ein wohlbeleibter Mann, dessen Kleidung, obwohl sehr reich, absichtlich schien vernachlässiget zu sein um ihm ein unabhängiges Aeußere zu geben: sein Gesicht war übrigens nicht sehr bedeutend, es verkündete eine gewisse Schlauheit, doch auch eine gewisse Herzensgute, welche vielleicht nur zu sehr durch Gleichgültigkeit gemäßigt wurde.

Edler war das Wesen seines Neffen Gustav, der mit einer schönen Gestalt und einem stolzen männlichen Gesicht eine ausgesuchte Erziehung verband und in Feinheit der Manieren und des Ausdruckes dem Edelmanne beinahe gleich kam. Sein blondes Haar und seine dunkelblauen Augen gaben seinem Gesichte etwas Poetisches, während sein fester Blick und einige leichte Furchen auf seiner Stirn andeuteten, daß er reichlich mit Verstand und Gefühl ausgestattet sei.

Unter den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen führte Herr van Vlierbeke seine Gäste in den untersten Saal, wo seine Tochter sich befand. Der Kaufmann begrüßte sie mit freundlichem Lachen und rief mit wahrer Verwunderung:

»So schön und anmuthig zu sein und im Grinselhof versteckt zu bleiben, ach Herr van Vlierbeke, das ist nicht recht.«

Unterdessen ging Gustav zu der schönen Jungfrau und murmelte einen unverständlichen Gruß. Beider Stirn bedeckte sich mit Roth, sie schlugen fast bebend die Augen nieder; bis endlich der Jüngling sich von dieser Rührung ermannte und verständlich mit Lenora sprach.

Der Kaufmann machte Herrn van Vlierbeke auf die eigenthümliche Rührung der beiden jungen Leute aufmerksam und Werte ihm in das Ohr:

»Sehen Sie, was sich dort zuträgt, mein Neffe wird dusslig im Kopf, das Fräulein sticht ihm die Augen aus, ich weiß nicht wie weit die Neigung zwischen Beiden schon gediehen ist, wenn Sie aber nicht gern sehen, daß sie wachse und vielleicht unheilbar werde, so thun Sie bei Zeiten dazu, es möchte sonst bald zu spät sein; denn ich sage Ihnen, mein Neffe mit seinem stillen Gesicht ist kein Junge, der vor einem Hindernis stehen bleibt; sehen Sie nur, da erzählen sie sich schon etwas: der Schreck ist schon vorüber.«

Herr van Vlierbeke fühlte sich tief erschüttert durch die Worte des Kaufmannes, weil sie seine letzte Hoffnung auf Rettung stützten: doch ließ er sich nichts merken und antwortete:

»Sie lachen Herr Denecker, es ist ja nichts Böses; sie sind beide jung: kein Wunder, daß sich einige Neigung bei ihnen kund thut; es hat nichts zu sagen.«

»Kommen Sie,« sagte er jetzt mit lauter Stimme, »die Speisen sind aufgetragen. zu Tische, zu Tische!«

Schüchtern bot Gustav, Lenora seinen Arm, die ihn erröthend und zitternd annahm. Beide schienen verlegen und doch strahlte himmlische Freude aus ihren Augen, und ihre Herzen pochten von unsäglicher Freude.

Der Oheim drohte seinem Neffen scherzend mit dem Finger, als ob er sagen wolle, »ich sehe schon was hier vorgeht.«

Dieser Wink machte den Jüngling noch mehr erröthen, obwohl ihm, die anscheinende Zustimmung seines Oheims das Herz mit süßer Hoffnung füllte; obendrein hatte Lenora glücklicherweise nichts davon gemerkt.

Mau setzte sich zu Tische, der Edelmann nahm Herrn Denecker gegenüber, seinen Platz ein, neben Gustav, welcher wiederum der Jungfrau gegenüber saß.

Die Pächterin trug die Speisen auf, ihr Sohn in Livree bediente die Tafel. Die Gerichte waren ziemlich gut bereitet und der Kaufmann bewies mehr als ein Mal seine Zufriedenheit darüber; er wunderte sich über die gute Waare und die Fülle der Speisen, denn er hatte ein sehr mageres Mittagsmahl erwartet, da Herr van Vlierbeke in der ganzen Umgegend, als ein habsüchtiger und höchst sparsamer Filz ausgeschreen war.

Das Gespräch war unterdeß allgemein geworden und da Lenora oft, die eine oder die andere Frage des Kaufmanns zu beantworten hatte, so fühlte sie sich freier und setzte ihre beiden Gäste in Erstaunen, durch die Beweise von Bildung und scharfem Verstande, welche sie ihnen gab. Anders war es jedoch mit ihr, wenn sie das Wort gerade an Gustav richten mußte, dann schien sie aller Verstand zu verlassen und sie wagte ihm nur mit niedergeschlagenen Augen, eine abgebrochene

und unbedeutende Antwort zu geben. Es ging dem Jünglinge nicht viel besser, und obwohl Beide sich im Herzen glücklich fühlten, schienen sie sich doch nicht sehr zu amüsieren.

Herr van Vlierbeke leitet unterdessen das Gespräch auf allerlei Gegenstände, von denen er glaubte, daß sie seinen Gästen angenehm sein könnten; mit unbegrenzter Nachgiebigkeit, hörte er dem Kaufmann zu und gab ihm Gelegenheit über Dinge zu sprechen, die er als Kaufmann besser wissen mußte. Sein Gast durchschaute diese Freundlichkeit und war ihm im Innern dankbar dafür. Der Kaufmann fühlte sich durch ein wahres Gefühl der Freundschaft zu Herrn Vlierbeke hingezogen und bemühte sich, ihm in Höflichkeit und Artigkeit nicht nachzustehen.

So ging denn Alles gut; Jeder war mit den Anderen und mit sich selbst zufrieden; vor Allem freute es den Edelmann daß die Pächterin und ihr Sohn ihren Dienst so gut verstanden und die gebrauchten Löffel und Teller so rasch fortzunehmen und sauber wiederzubringen wußten, daß es unmöglich gewesen wäre, zu bemerken, wie dieselben nur unzureichend vorhanden seien.

Eine Bemerkung allein begann dem Edelmann tiefe Besorgnis zu verursachen. Er sah mit Angst, wie Herr Denecker während der Unterhaltung ein Glas Wein nach dem andern leerte. Der junge Herr trieb aus Freundlichkeit oder um eine Gelegenheit zu haben mit ihr zu reden, Lenora unaufhörlich an, doch auch ein Glas zu trinken und so geschah es, daß schon bald nach dem Anfange des Mahls, die erste Flasche bereits, zwischen dem Weine durch, ihren Boden zeigte.

Herr van Vlierbeke sah mitunter verstohlen nach der noch vorhandenen Flüssigkeit und zitterte innerlich, sowie der Kaufmann sein Glas austrank. Der Knecht mußte jetzt auf des Edelmannes Befehl die zweite Flasche heraufholen und der Letztere ließ allmälig um den Durst des Kaufmannes nicht zu steigern, das Gespräch fallen, denn er hatte bemerkt daß dieser nicht lange reden konnte, ohne nach dem Glase zu greifen. Er sah sich jedoch betrogen, denn jetzt brachte Herr Denecker das Gespräch auf den Wein selbst, begann das edle Naß himmelhoch zu preisen und gab seine Verwunderung über die unbegreifliche Mäßigkeit des Edelmannes zu erkennen. Mittlerweile

trank er noch mehr als zuvor und wurde, obwohl in geringerem Maaße dabei durch Gustav unterstützt.

Die Angst des Edelmannes stieg mit jedem Zuge den der Kaufmann an seine Lippen brachte und obwohl es ihm sehr verdrießlich war, so enthielt er sich doch seinem Gaste Bescheid zu thun und zeigte sich hierin wenigstens unfreundlich, aus Furcht vor größerer Beschämung.

Auch die zweite Flasche war bald geleert, der Kaufmann sagte leichthin zu Herrn van Vlierbeke, der mit beklemmtem Herzen, wenn auch dem Scheine nach immer fröhlich und lachend, sein Benehmen ängstlich beobachtete:

»Ja, Herr van Vlierbeke, der Wein ist alt und einladend; das gestehe ich, aber mit dem Trunke muß man wechseln oder man verliert den Geschmack. Ich muß glauben daß Sie einen guten Keller besitzen, nach der ersten Probe zu urtheilen. Lassen Sie doch eine Flasche Château Margaux bringen, und haben wir dann noch Zeit, so wollen wir unsere Zusammenkunft mit einem Schlucke *Hochheimer* beschließen. Champagner trinke ich nie; das ist ein schlechter Wein für Kenner.«

Bei den letzten Worten des Kaufmanns verbreitete sich eine plötzliche Blässe über das Gesicht des Herrn van Vlierbeke, aber um die Erschütterung seines Schreckens zu verbergen, rieb er sich eine Weile die Stirn und die Augen, rasch und angestrengt nachdenkend wie er sich aus dieser Verlegenheit retten könne.

Als sein Gast schwieg, enthüllte der Edelmann wieder sein Gesicht; ein ruhiges Lächeln war Alles was man darauf wahrnehmen konnte.

»Château Margaux,« sagte er. — »Wie Sie befehlen Herr Denecker,« und sich zu dem Diener wendend, befahl er diesem:

»Jan, eine Flasche Château Margaux. Links, in der dritten Reihe.«

Der Bauernjunge starrte seinen Herrn an als ob man eine unbekannte Sprache mit ihm rede und murmelte einige unverständliche Worte:

»Entschuldigen Sie« — sagte der Edelmann aufstehend — »er findet es nicht. — Einen Augenblick!«

Er ging die Treppe hinunter und trat in die Küche, wo er die dort bereit stehende Flasche nahm und sich damit in den Keller begab. Hier sich allein befindend, blieb er stehen und athmete tief, während er zu sich selbst sagte:

»*Château Margaux, Hochheimer, Champagner!* Nichts im Hause als diese letzte Flasche *Bordaux!* Was soll ich thun? Zum Nachdenken ist keine Zeit! Der Würfel ist gefallen, möge Gott mir helfen!«

Nun stieg er wieder die Treppe hinauf, und erschien lächelnd im Speisesaal mit dem Korkzieher in dem Stöpsel der einzigen Flasche. Unterdessen hatte Lenora andere Gläser bringen lassen.

»Dieser Wein ist wohl zwanzig Jahr alt; ich hoffe er werde Ihnen gefallen,« sagte der Edelmann, indem er die Gläser vollschenkte und zitternd von der Seite, die Wirkung seines Thuns auf dem Antlitz des Kaufmanns nachspürte.

Dieser hatte kaum das Glas an den Mund gesetzt, als er es auch schon zurückzog und mit unzufriedener Miene ausrief:

»Hier hat ein Fehlgriff Statt gefunden; das ist derselbe Wein.«

Herr van Vlierbeke kostete den Wein ebenfalls, jedoch mit dem Ausdruck des Zweifels und rief dann wie überrascht:

»In der That, ich habe mich vergriffen. Nun ist die Flasche aber einmal angebrochen, nun wollen wir sie erst leeren. Wir haben ja Zeit genug.«

Wie Sie wollen,« — entgegnete der Kaufmann — »unter der Bedingung daß Sie mir besser helfen. Wir wollen uns ein Wenig sputen.«

Auf diese Weise verminderte sich auch der Wein in der dritten Flasche allmälig, so daß nur noch einige Gläser übrig blieben.

Der Edelmann konnte seinen Schrecken nicht länger verbergen , er wandte sein Gesicht zwar von der Flasche ab, allein unwillkürlich kehrten seine Blicke immer wieder zu ihr zurück. In den Ohren gellte ihn bereits das schreckliche Wort Château Margaux, das ihn mit Schande bedecken mußte. Der kalte Schweiß brach ihm aus allen Poren, Die Farbe seines Angesichts wechselte mehreremale in demselben Augenblick, doch waren seine Mittel noch nicht erschöpft

und er kämpfte, wie ein muthiger Soldat gegen die herannahende Erniedrigung. Indem er sich Stirn und Wangen mit den Händen und dem Taschentuch rieb, hustete, sich umwandte als ob er niesen wollte und dergleichen mehr, entging er noch eine Weile der Aufmerksamkeit seiner Gäste bis Herr Denecker die Flasche ergriff um sich den letzten Wein einzuschenken. Als er dieses sah überlief den Edelmann ein Schauer, tödtliche Blässe bedeckte sein Gesicht und mit einem Seufzer ließ er den Kopf an die Stuhllehne sinken.

War es eine geheuchelte Ohnmacht, oder benutzte der arme Edelmann nur seinen Schrecken um sich aus seiner tödtlichen Verlegenheit zu helfen?

Alle sprangen auf, Lenora stieß einen Schrei aus und eilte mit kummervollen Blicken zu ihrem Vater, dieser versuchte zu lächeln und sagte, indem er sich langsam erhob:

»Es ist Nichts, die Luft erstickt mich hier, lassen Sie mich einen Augenblick in den Hof gehen, mir wird gleich wieder besser sein.«

Bei diesen Worten ging er aus der Thür und die steinerne Treppe hinab in den Garten; Lenora hatte ihn am Arm gefaßt und wollte ihn hinab führen, obwohl er dessen eigentlich nicht bedürftig war, Denecker und sein Neffe folgten ihnen, mit Beweisen vieler Theilnahme.

Nachdem der Edelmann nur einige Augenblicke sich auf eine Bank im Schatten eines riesenhaften Kastanienbaums gesetzt hatte, war die Blässe von seinem Antlitz verschwunden und mit kraftvollem und ruhigem Ton, sagte er zu seinen Gästen und seiner Tochter, daß ihm wieder ganz besser sei, daß er sie jedoch, bitte, ihn noch ein wenig in der freien Luft zu lassen, aus Furcht die Ohnmacht möge wiederkehren. Bald darauf stand er auf und drückte den Wunsch aus, spazieren zu gehen.

»Das ist mir sehr recht,« sagte der Kaufmann, »denn um fünf Uhr kommt meine Kutsche und ich muß mit meinem Neffen in die Stadt fahren, sonst wäre ich am Ende wieder fort ohne Ihre Besitzung zu sehen. Lassen sie uns ein Bisschen umhergehen, dann trinken wir vor dem Schlosse noch eine gute Flasche Wein aus unsere Freundschaft.« Bei diesen Worten bot er Lenora den Arm, welche ihn freimüthig

annahm. Obwohl Herr Denecker seinen Neffen dabei neckend ansah, war der junge Mann doch durchaus nicht mißvergnügt darüber, daß sein Oheim zu der Jungfrau so große Zuneigung zeigte. Der Spaziergang begann, man sprach über den Landbau, über die Kultur der Haide, über die Jagd und allerlei andre Dinge. Lenora, welche jetzt in der freien Luft, am Arm des Kaufmanns, ihre ganze Freiheit wieder erhalten hatte, legte sich keinen Zwang mehr an. Ihre natürliche Heiterkeit offenbarte sich jetzt mit dem hellen Glanze jungfräulicher Unschuld. Wie ein spielendes Reh, wollte sie den Kaufmann zum Laufen zwingen und hüpfte neben ihm her unter allerlei Aeußerungen der Lebenslust und Freude. Herr Denecker freute sich außerordentlich an der Lustigkeit der Jungfrau und ließ sich fast überreden mit ihr zu tanzen und zu spielen; er konnte das bezaubernde Antlitz Lenora's, welches jetzt ein Gefühl von Glück erleuchtete nicht genug betrachten, und sagte zu sich selbst, während ein Lächeln auf seinen Lippen schwebte, daß sein Neffe keinen schlechten Geschmack habe.

Während jedoch der Edelmann geschäftig war, seinem Gaste etwas zu erklären und ihm einen Entwurf in den Sand zeichnete, waren Lenora und Gustav weiter gegangen und schienen sehr ernsthaft mit einander zu sprechen. Als der Vater und dessen Begleiter ihren Spaziergang wieder fortsetzten, waren die jungen Leute wohl fünfzig Schritte voraus und — mochte es nun absichtlich geschehen, oder mochte es der Zufall so fügen — diese Entfernung blieb fortwährend zwischen beiden Paaren.

Die Jungfrau zeigte Gustav ihre Blumen, ihre Goldfische und Alles was sie in ihrer Einsamkeit liebte und pflegte: er hörte kaum auf ihre süßen und kindlichen Worte, denn was sie sagte verschwand vor seinen Ohren, wie himmlischer Gesang, der ihn entzückte und seine Seele in Träume von unbeschreiblicher Seligkeit versetzte.

Seinerseits gab sich dagegen Herr van Vlierbeke undenkliche Mühe, seinen Gast zu erheitern und ihn zu hindern, wieder zur Tafel zurückzukehren, er rief alle Schätze seines gründlichen Wissens zu Hilfe, erzählte ihm merkwürdige Geschichten und suchte die innersten Falten in der Brust des Kaufmanns zu erspähen, um ihm zu

gefallen, ja selbst, als er das Gespräch stocken sah, fing er an Possen mitzutheilen und sagte und that Dinge, welche wohl anständig waren, aber doch nicht eigentlich zu seinem edlen und ernsten Gemüthe paßten.

Schon nahte sich der Augenblick, den Herr Denecker zu seinem Wegfahren bestimmt hatte. Der Edelmann dankte Gott aus Herzens Grunde, daß er ihm gestattet sich in dieser Qual helfen zu können, da rief der Kaufmann plötzlich seinem Neffen zu:

»Nun Gustav, wir gehen hinein, willst du den Abschiedswein mit uns trinken, so spute dich, es ist schon fünf Uhr.«

Wieder erblaßte Herr van Vlierbeke, sichtlich erschreckt sah er den Kaufmann an, welcher die Wirkung seiner Worte auf ihn nicht begreifen konnte und diesmal seine Verwunderung nicht verhehlte.

»Fühlen Sie sich nicht wohl,« fragte er.

»Ich bekomme einen Magenkrampf schon bei dem bloßen Worte Wein,« — stammelte Herr van Vlierbeke, — »es ist ein eigenthümliches Nervenleiden . . . «

Plötzlich nahm sein Antlitz wieder einen hellern Ausdruck an, während er mit dem Finger nach dem Thor zeigte und sagte:

»Da höre ich Ihren Wagen auf dem Damme, Herr Denecker.«

Wirklich fuhr auch die Kutsche in dem Grinselhof.

Der Kaufmann sprach nicht mehr vom Wein, ihm kam es seltsam vor, daß man sich über sein Wegfahren zu freuen schien und ohne Zweifel würde ihn diese Vermuthung verdrießlich gemacht haben, wenn nicht auf der andren Seite, das äußerst freundliche Benehmen und der gastfreie Empfang des Edelmannes ihn vom Gegentheil überzeugt hätten. Er glaubte das unhöfliche Benehmen seiner Unpäßlichkeit zuschreiben zu müssen, die er vielleicht ans Artigkeit gesucht habe zu bekämpfen und zu verbergen. — Herr Denecker sagte daher liebevoll, indem er dem Edelmann die Hand drückte:

»Herr van Vlierbeke, ich habe einen höchst angenehmen Nachmittag bei Ihnen verlebt, in Ihrer Gesellschaft und der des lieben Fräuleins befindet man sich wirklich wahrhaft glücklich, ich bin hocherfreut Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben und ich hoffe, daß

ein nähres Verhältnis mir Ihre Freundschaft erwerben wird, mittlerweile, lassen Sie mich aus Grund meines Herzens danken für Ihre gütige und freundliche Aufnahme.«

Gustav und Lenora hatten sich genähert, der Edelmann sagte einige Worte der Entschuldigung.

»Und mein Neffe, — fuhr der Kaufmann fort — ist gewiß meiner Meinung, daß er nicht viele so angenehme Stunden in seinem Leben genossen hat, wie diese wenigen, die wir heute auf dem Grinselhofe zubrachten, Sie werden mir gleichfalls doch die Ehre anthun, Herr van Vlierbeke mit dem liebenswürdigen Fräulein bei mir zu speisen, doch muß ich um Verzeihung und mir einigen Aufschub erbitten. Ich reise übermorgen nach Frankfurt in Geschäften und bleibe vielleicht einige Monate abwesend, macht Ihnen mein Neffe unterdessen seinen Besuch, so hoffe ich er wird Ihnen stets willkommen sein.«

Der Edelmann wiederholte seine freundschaftlichen Aeußerungen, Lenora schwieg, obwohl Gustav ihr in die Augen blickte und auch sie um Erlaubnis zu bitten schien.

Der Oheim nahm seine Richtung nach dem Wagen zu.

»Und der Abschiedstrunk,« — fragte Gustav verwundernd, — »ach lassen Sie uns noch ein Bisschen hinein gehen.«

»Nein, nein,« fiel ihm Herr Denecker in die Rede, »wollte man Dir folgen, so würden wir heute wahrscheinlich gar nicht fortkommen, aber es ist hohe Zeit zu gehen, also Nichts mehr darüber, ein Kaufmann muß sein Wort halten, und Du weißt selbst, was wir versprochen haben.«

Gustav und Lenora wechselten einen langen Blick mit einander, in welchem man deutlich die Trauer über den Abschied und die Hoffnung auf baldiges Wiedersehen, lesen konnte. Der Edelmann und Herr Denecker drückten sich die Hand mit aufrichtiger Neigung, dann stiegen die beiden Gäste in den Wagen.

Freundlich lachend, und mit den Händen grüßend, so weit man einander noch sehen konnte, verließen die Fremden den Grinselhof.

IV.

Am zweiten Tage nach seines Oheims Abreise stellte sich Gustav auf dem Grinselhof ein, Vater und Tochter empfingen ihn mit derselben Freundlichkeit, und er brachte den größten Theil des Nachmittags in ihrer Gesellschaft zu, worauf er bei Anbruch des Abends, das Herz voll heißer Erinnerung, nach dem Schlosse am Echelpoel zurückkehrte.

Zuerst wagte er nicht, sich zu oft auf dem Grinselhof einzustellen: sei es aus Schicklichkeitsgefühl, sei es weil er fürchtete dem Edelmann lästig zu werden; in der zweiten Woche aber, hatte die herzliche Aufnahme des Herrn van Vlierbeke diese Besorgnis in seiner Seele beseitigt.

Der Jüngling widerstand nicht länger der Sehnsucht, die ihn zu Lenora hinzog und ließ jetzt keinen Tag vorüber- gehen, ohne den Nachmittag auf dem Grinselhof zuzubringen, dort schwanden ihm die vorübereilenden Stunden in stiller Seligkeit. Er lustwandelte mit Lenora und ihrem Vater in den schattigen Laubgängen, — wohnte dem Unterrichte bei, den der Edelmann seiner Tochter in vielen Wissenschaften und Künsten gab,—horchte entzückt auf die schöne Stimme der Jungfrau, wenn sie zuweilen ihre Lieder sang, — führte mit Beiden ein belehrendes Gespräch — oder saß träumend unter dem Katalpastrauch und dachte an eine glückliche Zukunft, während er das junge Mädchen mit liebevollen Blicken betrachtete, das in Folge der hoffnungsreichen Bitten, die er beständig zu Gott empor sandte, dereinst seine Gattin werden sollte.

Hatte das edle und bezaubernde Antlitz Lenora's schon den Jüngling gewonnen, als er sie zum ersten Male auf dem Kirchhofe erblickte, so war jetzt, da er nun auch die Schönheit ihrer Seele kannte, sein Gefühl für sie so innig und so unbegrenzt geworden, daß die ganze Welt ihm farblos und todt erschien, sobald die Geliebte nicht zugegen war, um dadurch allein in seinen Blicken Alles mit Licht und Leben zu überstrahlen.

Für ihn konnte ein Engel, aus der reinsten religiösesten Poesie entnommen, nicht schöner sein als seine jungfräuliche Freundin. Und in der That, während sie geschmückt war mit aller körperlicher Schönheit, die der Schöpfer dem ersten Weibe verliehen haben muß, klopfte in ihrer Brust ein Herz, dessen Spiegelreinheit noch nicht der leiseste Anhauch der Welt getrübt hatte und aus dem, bei der geringsten Rührung, das innigste Gefühl wie ein klarer Quell entsprang.

Noch nie hatte sich Gustav ganz allein mit Lenora befunden, da die Jungfrau in seiner Anwesenheit niemals das Gemach verließ, wo sie gewöhnlich mit ihrem Vater verweilte, wenn nicht dieser selbst den Wunsch aussprach etwas im Freien zu lustwandeln; nie jedoch war in dem Jüngling der Wunsch entstanden seine Neigung vor Herrn van Vlierbeke zu verbergen oder der Jungfrau zu sagen wie sehr ihr Bild sein Herz beherrschte. Hier wäre es es nutzlos gewesen mit Worten zu erklären, was in jedem Gemache vorging. Liebe, Freundschaft, Ehrerbietung strahlten unverschleiert und frei aus den Augen Aller; drei Seelen lebten hier in derselben Empfindung, umschlossen von demselben Bande, verschmolzen in demselben Gefühl von Zuneigung und Hoffnung.

Obwohl Gustav dem Vater Lenora's tiefe Ehrfurcht zollte und ihn wahrhaft wie ein zärtlicher Sohn liebte, so gab es doch etwas, das mitunter seiner Hochschätzung des- selben Abbruch zu thun drohte. Was er außerhalb des Orinselhofes von dem unbegreiflichen Geize des Herrn van Vlierbeke hatte sagen hören war ihm zur gewissen Wahrheit geworden. Nie hatte ihm der Edelmann ein Glas Wein oder Bier angeboten, oder ihn eingeladen mit ihm zu Abend zu essen, sondern Gustav dagegen sehr oft mit Betrübnis bemerkt, welche Mühe man sich gebe diese beispiellose Knickerigkeit vor ihm zu verbergen.

Habsucht ist eine Leidenschaft, welche Abscheu und Verachtung einflößen muß, weil man instinktmäßig begreift, daß diese Untugend bei ihrem Entstehen im menschlichen Herzen allen Edelmuth zerstört und ihn mit eisig kalter Selbstsucht füllt. Auch hatte Gustav lange mit seinem Gefühl zu kämpfen, um seine Aufmerksamkeit von diesem

Fehler des Herrn van Vlierbeke abzuwenden und sich zu überzeugen, daß es eine Grille seines Geistes sei, eine bloße Verirrung seines Verstandes durch die er Nichts von dem angebornen Adel seines Gemüthes eingebüßt hatte.

Hätte der Jüngling mir die Wahrheit gewußt! Hätte er nur einen tieferen Blick in das Herz des Edelmannes thun können, dann würde er gesehen haben, daß hinter jedem Lächeln auf dem Angesichte desselben ein Schmerz verborgen lag, daß jeder Schauer der denselben plötzlich überfiel, ein Ausdruck der Angst seiner Seele war, die sich zu verrathen fürchtete. Er wußte es nicht, der Glückliche, der sich an Lenora's Augen sonnte und aus dem goldenen Kelche der Liebe schlürfte, daß das Leben des Edelmannes ein ewiges Leiden war, daß dieser Tag und Nacht von einer gräßlichen Zukunft träumte und mit dem Angstschweiß auf der Stirn die forteilenden Stunden zählte, als ob jede Minute ihn einem gefürchteten, unabweisbaren Unglücke näher führe . . . und in der Thai, hatte der Notar nicht zu ihm gesagt: »Noch vier Monate! Noch vier Monate und der Schuldbrief ist verfallen! dann werden Ihre Güter gerichtlich versteigert!«

Von diesen vier verhängnisvollen Monaten waren schon zwei verstrichen.

Schien auch der Edelmann die Liebe des Jünglings zu ermuthigen, so geschah es doch nicht allem aus Freundschaft zu diesem. Nein, nein, das Drama seiner Leiden mußte sich innerhalb einer bestimmten Zeit abspielen! — Geschah das nicht, so drohte ihm und seinem Kinde die offenbare Schande, der sittliche Tod. Dann entschied das Schicksal unwiderruflich, ob er aus diesem zehnjährigen Streite gegen das Elend als Sieger hervorgehen oder besiegt in den Abgrund öffentlicher Verachtung hinabsinken sollte.

Deshalb verbarg er seine Armuth noch hartnäckiger und obwohl er wie ein Schutzengel über die beiden jungen Leute wachte, that er doch Nichts um die rasche Entwickelung der Liebe in ihren Herzen zu hemmen.

Als der Zeitpunkt der Rückkehr des Herrn Denecker nahete, schienen die beiden Monate seiner Abwesenheit für Gustav wie ein

Traum verflogen zu sein. Obwohl er sich für überzeugt hielt, daß sein Oheim nichts gegen seine Liebe einwenden würde, so sah er doch voraus, daß er ihm nicht gestattete, so viele Zeit drauf zu verwenden. Der Gedanke, vielleicht Wochen lang von Lenora entfernt zu sein, ließ ihn ängstlich und betrübt der Heimkehr des Oheims entgegensehen.

Einst sprach er gegen Lenora, mit tiefem Schmerz seine Befürchtung aus und schilderte den Schmerz, der ihm, fern von ihr erfüllen würde. Zum ersten Mal sah er Thränen aus ihren Augen fließen. Dieser Beweis der Neigung rührte ihn so tief, daß er stillschweigend ihre Hand ergriff und lange stumm neben ihr sitzen blieb. Mittlerweile suchte Herr van Vlierbeke ihn zu trösten, seine Worte schienen jedoch das gewünschte Ziel nicht zu erreichen. Nach langer Trauer stand Gustav von dem Stuhl auf und nahm Abschied von Lenora, obwohl die gewöhnliche Stunde seines Weggehens noch nicht gekommen war. Die Jungfrau las auf seinem Antlitz, daß eine Aenderung in seinem Gemüthe stattgefunden habe und seine Züge von Muth und Freude erleuchtet würden. Sie suchte ihn zurück zu halten, um dm Grund von seiner anscheinenden Heiterkeit zu erfahren, aber er wies ihren Versuch mit Freundlichkeit ab und sagte ihr nur, daß sie am folgenden Tage wahrscheinlich sein Geheimnis kennen würde. Dann verließ er den Grinselhof mit eiligen Schritten, als ob ihn ein heranstürmender Gedanke forttreibe.

Herr van Vlierbeke war der Meinung, in des Jünglings Augen gelesen zu haben, was in seinem Herzen vorgegangen war; einige schöne Träume versüßten während der Nacht den Schlaf des Edelmannes. Am anderen Tage, als die Stunde nahte, wo Gustav zu kommen pflegte, klopfte das Herz des Vaters voll Erwartung.

Gleich darauf sah er Gustav durch das Thor und auf seine Wohnung zugehen.

Die Kleidung des Jünglings war nicht wie gewöhnlich aus leichten Stoffen zusammengesetzt, sondern er hatte sich fast ganz in Schwarz gekleidet, wie damals, wo er zum ersten Male den Grinselhof besuchte.

Ein heitres Lächeln umspielte die Züge des Edelmanns, als er ihm entgegen ging, denn die gewählte Kleidung Gustavs bestätigte seine Hoffnung und sagte ihm, daß eine feierliche Bewerbung beabsichtigt werde.

Gustav drückte das Verlangen aus, einige Augenblicke mit ihm allein zu sein. Herr van Vlierbeke führte ihn in ein Nebenzimmer, bot ihm einen Stuhl an, setzte sich zu ihm und sagte, mit anscheinender Ruhe, aber sehr freundlichem Ton.

»Ich höre, mein junger Freund.«

Gustav schwieg eine Weile, als wollte er seine Gedanken sammeln, dann sagte er, obwohl mit Angst, doch nicht ohne Festigkeit:

»Herr van Vlierbeke, ich erlaube mir einen sehr wichtigen Schritt bei Ihnen zu wagen, Ihre unendliche Güte allein giebt mir den nöthigen Muth, dazu und ich hoffe, wie auch die Antwort auf meine Bitte ausfallen möge, daß Sie auf jeden Fall meine Kühnheit entschuldigen werden. Es wird Ihnen nicht entgangen sein, mein Herr, daß bereits seit dem ersten Tage, wo ich das Glück hatte Lenora zu sehen, mein ganzes Herz erfüllt wurde von einer unbezwinglichen Neigung zu ihr, die mir als ein Engel erschien und stets so geblieben ist. Ich hätte vielleicht, ehe ich diesem Gefühl unbegrenzte Herrschaft über mich einräumte, Sie um Ihre Zustimmung bitten sollen, aber ich glaubte aus Ihrer zu- vorkommenden Freundlichkeit gegen mich zu ersehen, daß Sie in meinem Herzen gelesen hätten . . . !«

Der Jüngling schwieg, in der Hoffnung einige ermunternde Worte aus dem Munde des Edelmanns zu vernehmen. Dieser betrachtete ihn jedoch mit einem stillen Lächeln, in welchem nicht deutlich zu erkennen war, wie ihm die Eröffnungen des Jünglings gefielen. Ein Zeichen mit der Hand, als wollte er sagen, fahren Sie fort, war seine einzige Bewegung.

Gustav fühlte, daß er seine Zuversicht gänzlich verlor, jedoch gleich darauf seine Furcht bezwingend, faßte er Muth und sagte mit Eifer:

»Ja ich habe Lenora geliebt seit dem ersten Male, wo sie Ihre Augen auf mich richtete; senkte sie damals einen Funken der Liebe in meinen Busen, so ist dieser seitdem zu einer Flamme geworden,

welche mich verzehren würde, wenn man sie zu ersticken suchte. Sie glauben mein Herr, daß ihre Schönheit, allem der Grund meiner Liebe sei? Gewiß ist dieser Grund hinreichend, um auch den Fühllosen zu bestimmen. Aber ich habe in dem Herzen dieses Engels einen weit größeren Schatz entdeckt: ihre Tugend, die unbefleckte Reinheit ihres Gemüthes, ihr sanftes und doch so edelmüthiges Gefühl, lauter Gaben, welche Gott ihr so reichlich geschenkt hat — diese sind es, die mich von der Liebe zur Bewunderung, von der Bewunderung zur Anbetung geführt haben. Ach, warum denn es Ihnen länger verbergen? — Nein, ohne Lenora kann ich nicht mehr leben, der Gedanke allein, von ihr getrennt zu werden, füllt mich mit Trauer und macht mich zittern; ich muß sie sehen, täglich, stündlich ihre Stimme hören, Seligkeit aus ihren Blicken saugen. Ich weiß nicht Herr van Vlierbeke, was Sie entscheiden werden, aber fällt Ihre Entscheidung nicht günstig aus, so wird, glauben Sie mir, mein Herz dadurch auf immer zerschmettert. Würde Ihr Ausspruch mich von meiner geliebten, von meiner süßen Lenora trennen, so wäre das ein Schlag, der mich tödtlich verletzen und mir das Leben verhaßt machen würde.«

Mit tiefer Rührung und großer Kraft hatte Gustav diese Worte ausgesprochen. Herr van Vlierbeke ergriff theilnehmend seine Hand und sagte mit freundlichem Ton:

»Aengstigen Sie sich nicht zu sehr, mein junger Freund, ich weiß, daß Sie Lenora lieben, so wie, daß sie Ihre Neigung erwidert, aber was wünschen Sie von mir?«

Mit niedergeschlagenem Blicke antwortete der Jüngling:

»Wenn ich an Ihrer Einwilligung nach allen Beweisen noch zweifle, so veranlaßt mich dazu ein Grund, der mich fürchten macht, daß Sie mich nicht für würdig halten das Glück zu genießen, um welches ich flehe. Ich habe keinen Stammbaum, der seine Wurzeln tief in die Vergangenheit schlägt, die Thaten meiner Väter glänzen nicht in der Geschichte unseres Landes, das Blut, das durch meinen Adern fließt ist bürgerliches Blut.«

»Glauben Sie denn, Gustav,« sagte Herr van Vlierbeke, »daß ich das nicht wußte, ehe Sie zu mir kamen, Ihr Herz ist edel und

großmüthig, sonst würde ich Sie ja nicht lieben, wie meinen eigenen Sohn.«

Also,« rief Gustav mit froher Hoffnung »also werden Sie mir Lenora's Hand nicht verweigern, wenn mein Oheim gleichfalls seine Einwilligung zu dieser Verbindung giebt.«

»Nein,« sagte der Edelmann, »ich würde sie nicht verweigern; ich würde Ihnen im Gegentheil mit größter Freude das Glück meines Kindes anvertrauen, allein es besteht ein Hindernis, das Ihnen unbekannt ist.«

»Ein Hindernis,« seufzte der Jüngling erblassend, »ein Hindernis zwischen mir und Lenora.«

»Bezwingen Sie das Gefühl der Liebe auf einen Augenblick,« entgegnete van Vlierbeke, »und hören Sie ohne vorgefaßte Meinung auf die Erklärung, die ich Ihnen jetzt gebe. Sie glauben Gustav, daß der Grinselhof und die Güter, die dazu gehören, mein Eigenthum seien, Sie täuschen sich, wir besitzen Nichts, wir sind ärmer, als der Pächter, der am Thor im Hofe wohnt.«

Der Jüngling sah ihn eine Weile verwundernd und zweifelnd an; gleich darauf zeigte sich jedoch ein Lächeln des Unglaubens auf seinem Antlitz, das den Edelmann erröthen und zittern machte. Dieser sagte mit trübem Nachdruck:

»Ach, ich lese in Ihren Augen, daß Sie meinen Worten kein Vertrauen schenken. Für Sie bin ich ein Habsüchtiger, ein Mensch, der sein Gold verbirgt, der sich und seinem eigenen Kinde Mangel auferlegt, um Schätze zu sammeln und Alles seinem gemeinen Geize opfert; ein selbstsüchtiges Geschöpf, das man fürchtet oder verachtet.«

»O, verzeihen Sie mir,« rief Gustav ängstlich, »meine Hochachtung für Sie ist unbegrenzt.«

»Erschrecken Sie nicht über meine Worte,« fiel ihm der Edelmann mit ruhigeren Worten in die Rede, »ich beschuldige Sie nicht Gustav, Ihr Lächeln beweist mir nur, daß es mir auch bei Ihnen glückte, hinter dem Mantel des abscheulichsten Geizes meine Armuth zu verbergen. Für den Augenblick ist es nutzlos Ihnen darüber nähern Aufschluß zu geben, was ich Ihnen sage ist Wahrheit, ich besitze Nichts, gar Nichts.

Kehren Sie zurück nach Ihrem Hofe ohne Lenora zu sehen, überlegen Sie reiflich und mit vollkommener Seelenruhe, ob keine Gründe vorhanden sind, welche Sie veranlassen könnten Ihren Entschluß zu ändern, lassen Sie eine Nacht darüber hingehen und wenn Ihnen die arme Lenora morgen früh ebenso theuer ist, wenn Sie dann noch glauben, daß Sie noch eben so glücklich sein und sie glücklich machen können, dann bitten Sie Ihren Oheim um seine Einwilligung. Hier ist meine Hand, möchten Sie sie dereinst als eine Vaterhand drücken, mein innigster Wunsch würde dadurch erfüllt.«

Der feierliche und ruhige Ton dieser Worte überzeugte den Jüngling, daß man ihm die Wahrheit sagte, wie sehr auch diese unerwartete Mittheilung ihn überrascht hatte. Ebenso schnell zeigte sich jedoch auf seinem Gesicht der Ausdruck freudiger Begeisterung.

»Ob ich die arme Lenora lieben würde,« rief er aus, »o Gott, sie zur Gattin zu bekommen, mit ihr durch das Band ewiger Liebe vereinigt zu werden, an ihrer Seite zu leben und unaufhörlich aus ihrem süßen Blicke Seligkeit zu schöpfen! Wissen, daß ich sie schützen kann, daß meine Arbeit sie glücklich macht. Ob Palast oder Hütte, Reichthum oder Armuth, Alles ist mir gleichgültig, wenn nur ihre Gegenwart den Ort beseelt, wo ich mich befinde. Die Nacht kann mir keinen Rath bringen, Herr van Vlierbeke; erhalte ich Leonora's Hand von Ihrem Edelmuthe, so werde ich Ihnen knieend danken für das unschätzbare Geschenk, das Sie mir machen.«

»Ich glaube es,« antwortete der Edelmann, »diese innige Leidenschaft, dieses feste Gefühl, sind bei Ihrer Jugend und Ihrem feurigem Geiste natürlich; — aber Ihr Oheim.«

»Mein Oheim?« murmelte Gustav, sichtlich bekümmert, »es ist wahr, ich bedarf seiner Einwilligung, was ich auf der Welt besitze oder besitzen werde, hängt von seiner Neigung zu mir ab. Ich bin eine elternlose Waise, der Sohn seines Bruders, er hat mich als sein Kind angenommen und mit Wohlthaten überschüttet, er hat daher aber auch das Recht über mein Schicksal zu verfügen, ich muß ihm gehorchen.«

»Und wird er, der Kaufmann ist, und das Gold wahrscheinlich sehr hoch schätzt, weil er gelernt hat, was man damit anfange,! kann — auch sagen: Arm oder reich, Palast oder Hütte, das ist gleichgültig.«

»Ach, ich weiß nicht Herr van Vlierbeke,« seufzte Gustav betrübt, »aber er ist doch so gut gegen mich, so äußerst gut, daß ich Ursache habe ans seine Einwilligung zu hoffen. Morgen ist der Tag seiner Rückkehr, schon bei dem Willkommenkuße werde ich mit ihm von meinem Vorhaben reden und ihm sagen, daß meine Ruhe, mein Glück und mein Leben von seiner Zustimmung abhingen. Er achtet und liebt Lenora außerordentlich und schien mich selbst zu ermuthigen mich um ihre Hand zu bewerben, wohl wird ihn Ihre Erklärung sehr in Verwunderung setzen, aber meine Bitten sollen ihn erweichen, das glauben Sie mir.«

Der Edelmann stand auf um dem Gespräch ein Ende zu machen und sagte:

»Nun denn, so bitten Sie Ihren Oheim um seine Einwilligung und verwirklicht sich Ihre Hoffnung, so ersuchen Sie ihn sich zu mir zu bemühen um das Nähere zu besprechen. Was auch der Erfolg sein möge Gustav, Sie haben sich als ein wackerer und redlicher Jüngling gegen uns benommen. Meine Achtung und Freundschaft bleiben Ihnen Gewiß. Gehen Sie; verlassen Sie den Grinselhof ohne dieses Mal Lenora zu sehen; sie kann nicht ehr wieder vor Ihnen erscheinen, bis die Sache entschieden ist; ich werde ihr sagen, was sie davon wissen soll.«

Halb vergnügt und halb traurig, Freude und Angst im Herzen, nahm Gustav Abschied von Lenora's Vater.

V.

Am folgenden Nachmittage saß Herr van Vlierbeke, das Haupt in die Hand gestützt, neben dem Tische im oberen Saale seiner Wohnung; er mußte in tiefes Nachdenken versunken sein, denn sein Blick irrte unstet durch den Raum, während sich bald Hoffnung oder Zufriedenheit, bald Betrübnis oder Angst in seinen Zügen offenbarten.

Lenora erschien mitunter im Zimmer, blieb einen Augenblick unruhig stehen, ging von einer Seite nach der anderen, sah durch das Fenster auf den Garten und eilte dann wieder die Treppe hinunter. Es war nicht zu verkennen, daß sie mit heftiger Ungeduld auf etwas wartete; ihr. Antlitz zeigte jedoch unverhüllte Heiterkeit, welche vermuthen ließ, daß ihr Herz von süßer Hoffnung überströmte.

Hätte sie sehen können, welche Angst zu Zeiten ihren Vater bei seinen Bettachtungen überfiel, so würde sie vielleicht nicht so frei und fröhlich von einer glücklichen Zukunft geträumt haben, aber Herr van Vlierbeke bezwang seine Empfindungen in ihrer Gegenwart und lächelte ihrer Ungeduld zu, als ob er gleichfalls einer vertrauensvollen Zukunft entgegen sähe.

Endlich von allem Kommen und Gehen ermüdet, setzte Lenora sich zu ihrem Vater hin und sah ihn mit hellen fragenden Blicken an. »Meine gute Lenora,« sagte er, »sei doch nicht so ungeduldig; heute können wir noch Nichts wissen, morgen vielleicht; mäßige deine Freude, mein Kind, dann wird auch dein Schmerz desto leichter zu überwinden sein, falls Gott in dieser Angelegenheit gegen deine Hoffnung entschiede.«

»Ach mein Vater,« stammelte Lenora, »Gott wird mir günstig sein, ich fühle es an der Rührung meines Herzens, daß ich freudig bin; wundere dich nicht, Vater, ich sehe Gustav vor meinen Augen, wie er mit seinem Oheim redet, ich höre, was er sagt und was Herr Denecker antwortet, ich sehe, daß er Gustav umarmt und sein Jawort giebt; — gewiß, ich darf es wohl hoffen, denn Herr Denecker liebt mich auch und war immer so freundlich gegen mich.«

»Du würdest also recht glücklich sein, wenn Gustav dein Bräutigam würde?« fragte Herr van Vlierbeke lächelnd.

»Ihn nie verlassen,« rief Lenora, »sein Leben schmücken mit Vergnügen, Trost und Freude, die Einsamkeit des Grinselhofes beseelen durch unsere Liebe! O dann werden wir Zwei sein, um Dir deine Tage zu versüßen, Vater; Gustav versteht es noch besser als ich, die Trauer, die bisweilen dein Angesicht verdüstert, aus Deinem Herzen zu verscheuchen. Du wirst mit ihm spazieren gehen und jagen und schwatzen und fröhlich sein, er wird Dich lieben wie ein Sohn, Dich verehren und mit zärtlicher Fürsorge umgeben; sein einziges Bestreben auf Erden wird Dein Glück sein, weil er weiß, daß Deine Freude meine Seligkeit ist; ich werde ihn für seinen Edelmuth belohnen und seinen Pfad bestreuen mit den schönsten Blumen einer dankbaren Seele, ja so werden wir zusammenleben in einem Paradiese des Friedens und der Liebe.«

»Arme, unschuldige Lenora,« seufzte Herr van Vlierbeke, »der Herr erhöre Dein schönes Gebet, aber es giebt Gesetze und Herkommen in der Welt, die Du nicht kennst; eine Frau muß ihrem Gatten gehorsam folgen, wohin er auch gehe. Wenn Gustav für Dich und sich eine andere Wohnung wählte, so müßtest Du ihm ohne Widerspruch gehorchen und Dich allmälig über meine Abwesenheit trösten. Eine solche Trennung von mir würde unter anderen Umständen außerordentlich bitter sein, aber wenn ich Dich glücklich wüßte, würde mich die Einsamkeit nicht schmerzen.«

Bestürzt und erschreckt hatte die Jungfrau ihren Vater angesehen, während er diese Worte sprach; jetzt da er schwieg, ließ sie den Kopf langsam auf die Brust sinken und einige stille Thränen entfielen ihren Augen. Herr van Vlierbeke ergriff ihre Hand und sagte mit sanfter Stimme:

»Ich wußte, daß ich Dich betrübte, Lenora; aber Du mußt Dich an den Gedanken dieser Trennung gewöhnen.«

Sie hob den Kopf wieder empor und sagte entschlossen:

»Wie, Gustav sollte verlangen, daß ich Dich verlasse? Du solltest allein auf dem Grinselhof bleiben und Deine Tage in trostloser Einsamkeit verbringen, während ich mit meinem Gatten in die Welt

tretend, ihm zu Festen und Vergnügungen folgen müßte? Dann würde ich keinen ruhigen Augenblick mehr genießen, überall, wo ich mich befände, würde die Stimme des Gewissens mir zurufen: Undankbares, gefühlloses Geschöpf, Dein Vater leidet! — Ja, ich liebe Gustav, er ist mir theurer als mein Leben, und ich würde seine Hand als eine milde Wohlthat Gottes empfangen , und dennoch, wenn er mir sagte, ich sollte meinen Vater verlassen, ich sollte zwischen Dir und ihm wählen . . . so würde ich ihn verstoßen, trauern, weinen, vielleicht sterben, aber doch in Deinen Augen, mein Vater . . . «

Sie senkte einige Augenblicke das Haupt, wie wenn sie sich unter einen trüben Gedanken beugte, unmittelbar darauf aber sah sie ihrem Vater muthig in die Augen und sagte:

»Du zweifelst an Gustav's Neigung zu Dir, Du hältst ihn für geeignet. Dein Leben mit Betrübnis zu erfüllen, mich von Dir zu entfernen? O Vater, Du kennst ihn nicht, Du weißt nicht, wie sehr er Dich liebt und ehrt und weichen Schatz von Güte und Liebe er im Herzen trägt . . .

Herr van Vlierbeke zog seine aufgeregte Tochter an sich und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn; er glaubte durch einige tröstende Worte ihr Gemüth zu beruhigen, allein plötzlich riß sich Lenora aus seinen Armen los und sprang lachend und zitternd in die Höhe, sie wies mit dem Finger nach dem Fenster und schien auf ein sich näherndes Geräusch zu horchen.

Pferdegetrappel und das Rollen von Rädern auf dem Damme machten dem Herrn van Vlierbeke klar, was es sei, das seine Tochter so plötzlich aufgestört habe; auch auf seinem Antlitz zeigte sich ein Ausdruck der Freude, er eilte hinunter und erreichte eben die Vorderthüre seiner Wohnung, als Herr Denecker aus dem Wagen stieg.

Der Kaufmann schien sehr guter Laune zu sein und drückte herzlich die Hand des Herrn van Vlierbeke, indem er ihm zurief:

»Ah, Herr van Vlierbeke, ich freue mich, Sie wieder zu sehen. Wie geht es? Mir scheint, mein Neffe habe die Zeit meiner Abwesenheit wohl zu benutzen verstanden.«

Während er von dem Edelmann mit gewohnter Höflichkeit in ein Zimmer geführt wurde, schlug er ihm freundlich auf die Schulter und sagte lachend:

»Ah, ah, wir waren schon gute Freunde, jetzt werden wir Schwäger werden, ich hoffe es wenigstens. Mein Schelm von Neffe hat wirklich keinen schlechten Geschmack, er könnte auch in der That lange suchen, ehe er eine schönere und liebreichere Frau fände, als Lenora. Sehen Sie, Herr van Vlierbeke, es muß eine Hochzeit werden, daß man in zwanzig Jahren noch davon spricht.«

Unterdessen waren sie in das Seitenzimmer getreten und hatten sich hingesetzt. Obwohl dem Edelmanne das Herz vor frohem Schrecken klopfte, so wagte er doch nicht zu glauben, was der Ton des Herrn Denecker zu sagen schien, und sah ihm zweifelnd in die Augen. Der Kaufmann fuhr fort:

»Nun, es scheint, als ob Gustav mit brennender Ungeduld sich nach seinem Glücke sehne, denn er hat mich auf den Knieen gebeten, die Sache zu beschleunigen. Ich habe wahrlich Mitleid mit dem jungen Narren, darum laß ich ihn noch aus einen Tag außer'm Geschäft sein und komme zu Ihnen gelaufen, um die Sache abzumachen. Er hat mir wenigstens gesagt, daß Sie Ihre Einwilligung gegeben haben, das ist brav gehandelt von Ihrer Seite, mein Herr; ich habe auf meiner Reise ebenfalls an diese Heirath gedacht, denn ich hatte wohl bemerkt, daß der Pfeil der Liebe meines Neffen Herz ganz durchbohrt habe, aber ich war nicht ohne Furcht über Ihre Ansichten, die Ungleichheit des Standes — ein Gedanke aus alter Zeit — hätte Sie abhalten können.«

»Also Gustav hat Ihnen gesagt, daß ich in seine Heirath mit Lenora willige,« fragte der Edelmann.

»Er hat mich doch nicht getäuscht?« entgegnete Denecker verwundert.

»Nein, aber sagte er Ihnen nichts Anderes, das Ihnen ebenso wichtig erscheinen mußte?«

Der Kaufmann schüttelte lachet den Kopf und sagte scherzend:

»Ach, was Possen, die Sie ihm weisgemacht haben; aber das wird zwischen uns Beiden bald aufgeklärt sein. Er hat mir erzählt, daß der Grinselhof Ihnen nicht gehöre und daß Sie arm wären. Sie haben doch

wohl bessere Gedanken von meinem Verstande, Herr van Vlierbeke, als zu denken, daß ich solchen Possen Glauben schenke.«

Der Edelmann zitterte; bei dem fröhlichen und zutraulichen Tone des Herrn Denecker hatte er einen Augenblick gehofft, daß er Alles wisse und trotzdem seines Neffen Wünsche erfüllen wolle, die letzten Worte überzeugten ihn jedoch, daß er von Neuem traurige Erklärungen geben müsse, er bereitete sich daher mit kaltem Muthe auf den Kampf gegen die Erniedrigung und sagte:

»Herr Denecker, haben Sie die Güte, nicht den mindesten Zweifel zu hegen über das, was ich Ihnen sagen werde. Ich willige gern ein, meine Lenora mit Ihrem Neffen zu verheirathen, aber ich erkläre Ihnen hier, ich bin arm, ganz und gar arm.«

»Ach was!« rief der Kaufmann, »ich begreife wohl, daß Sie entsetzlich an Ihrem Gelde hängen, — das weiß man schon lange, aber in dem Augenblicke, wo Sie Ihr einziges Kind verheirathen, da sollten Sie doch Ihr Herz und Ihren Geldbeutel öffnen und das Ihrige herbeibringen, um die Tochter, wie es sich gebührt, auszustatten; jetzt schon sagt man — verzeihen Sie es mir — daß Sie ein Geizhals sind, was würde man erst sagen, wenn man erführe, daß Sie Ihre einzige Tochter ohne eine Aussteuer, gehen ließen.«

Der Edelmann saß wie auf Nadeln auf seinem Stuhl und kämpfte peinlich gegen den ungläubigen Scherz des Herrn Denecker, welcher ihm nicht erlaubte, das Gespräch durch kurze und klare Andeutungen aus dieser demüthigenden Richtung zu entfernen; beinahe flehend rief er aus:

»Um Gottes Willen, mein Herr, ersparen Sie mir diese bitteren Anspielungen, ich erkläre Ihnen bei meinem Worte als Edelmann, daß ich Nichts auf der Welt besitze.«

»Nun denn,« antwortete der Kaufmann mit schlauem Lächeln, »da wollen wir die Sache mit Zahlen auf die Tafel bringen und bald sehen, ob die Probe mit der Rechnung übereinstimmt. Sie meinen vielleicht, daß ich hergekommen sei, Sie zu großen Opfern zu überreden, nicht doch, Herr van Vlierbeke, Gott sei gelobt, ich brauche so genau nicht darauf zu sehen, aber eine Heirath ist ein Geschäft, das zwei mit

einander machen, und da gehört es sich wohl, daß Jeder etwas in die Kasse zahle, wenn die Einzahlungen auch noch so ungleich sind.«

»Gott, Gott!« seufzte der Edelmann die Hände ringend.

»Hören Sie,« sagte der Kaufmann, »ich gebe meinem Neffen eine Ausstattung von 100,000 Franken, und will er im Geschäft bleiben, so wird ihm mein Credit noch viel mehr werth sein. Ich verlange nicht, ich will sogar nicht, daß Sie Lenora mit einer gleichen Summe ausstatten, ihre vornehme Herkunft und ihre Liebenswürdigkeit wiegen in dieser Hinsicht auf, was am Brautschatz fehlen wird. Aber die Hälfte, etwa 50,000 Franken, die können Sie doch geben, oder ich täusche mich sehr, was meinen Sie? Geben wir einander die Hand —«

Bleich und bebend saß der Edelmann wie niedergeschmettert auf seinem Stuhle; er seufzte mit trüber Muthlosigkeit:

»Herr Denecker, dieses Gespräch tödtet mich, hören Sie auf, mich so zu peinigen; ich wiederhole es Ihnen, ich habe Nichts, und da Sie mich zwingen, zu reden, noch ehe ich Ihren Entschluß kenne, so wissen Sie, daß der Grinselhof und die dazu gehörigen Besitzungen mit Hypotheken belastet sind, deren Capital ihren wahren Werth bei Weitem übersteigt. Es ist nutzlos, Ihnen zu erklären, woher diese Schulden entstanden sind, es genüge, Ihnen zu wiederholen, daß ich die Wahrheit sage, und ich ersuche Sie, ehe wir weiter reden, mir genau zu erklären, was Ihr Entschluß hinsichtlich der Heirath Ihres Neffen sei, jetzt da Sie den Stand meiner Angelegenheiten kennen.«

Diese Mittheilung, die der Edelmann mit großer Kraft ausgesprochen hatte, überzeugte den Kaufmann noch nicht, wohl zeigte sich einiges Erstaunen auf seinem Gesicht, doch sagte er mit zweifelndem Lachen:

»Verzeihen Sie, Herr van Vlierbeke, es ist mir unmöglich, es zu glauben; ich konnte mir nicht einbilden, daß Sie so hartnäckig bleiben würden, aber sei es, Jeder hat seinen Fehler, der Eine ist zu habsüchtig, der Andere zu verschwenderisch. Nun wohlan, ich will etwas thun, um Gustav nicht auf zu lange Zeit unglücklich zu machen. Geben Sie Ihrer Tochter 25,000 Franken, unter der Bedingung, daß der Betrag Ihrer Aussteuer ein Geheimnis bleibe, — denn ich will auch nicht lächerlich werden; 25,000 Franken, das

werden Sie doch nicht sagen, sei zu viel, — solche Kleinigkeit reicht kaum hin, um ihre Einrichtung zu bezahlen, nun, handeln Sie rechtlich und redlich, hier ist meine Hand!«

Wie von einem Fieberschauer ergriffen, sprang der Edelmann plötzlich in die Höhe und schloß mit zitternder Hand einen Wandschrank auf; gleich darauf warf er ein Paket Papiere auf den Tisch und sprach:

»Nun lesen Sie, überzeugen Sie sich!«

Der Kaufmann sah eine Weile die Papiere durch, sein Gesicht veränderte sich allmälig und er schüttelte mitunter nachsinnend den Kopf; unterdessen sagte der Edelmann mit einer Art von spöttischem Eifer:

»Ah, Sie wollten mir nicht glauben, aber hüten Sie sich, nach diesen Papieren allein Ihren Entschluß zu bestimmen, Sie müssen Alles wissen, ich will nicht mehr aus die Folterbank der Erniedrigung zurückkehren, hier ist noch ein Wechsel von 4000 Franken, den ich nicht bezahlen kann, Sie sehen es, ich bin ärmer, als arm, ich habe Schulden.«

»Es ist also wahr,« sagte Herr Denecker erstaunt, »Sie besitzen Nichts; ich sehe aus diesen Papieren, daß mein Notarius auch der Ihrige ist; ich sprach bereits mit ihm über Ihre Güter — und er hat mich in meiner Weisheit oder richtiger in meinem Irrthum gelassen.«

Der Edelmann athmete jetzt freier, wie wenn ihm ein Stein vom Herzen gefallen sei, und sein Antlitz nahm jetzt wieder die ihm eigenthümliche Haltung und Würde an, er setzte sich und sprach mit erzwungener Kälte:

»Jetzt, wo Sie nicht mehr an meiner Armuth zweifeln, frage ich Sie, Herr Denecker, was ist Ihr Entschluß?«

»Mein Entschluß,« erwiderte der Kaufmann, »mein Entschluß ist, daß wir gute Freunde bleiben, wie vorher — aber die Hochzeit? Die Sache fällt ins Wasser, wir wollen nicht mehr davon reden. — So also, Herr van Vlierbeke, hatten Sie Ihre Rechnung gemacht, jetzt fange ich erst an, klar zu sehen, Sie wollten einen guten Handel machen und Ihre Waare so theuer wie möglich verkaufen.« V

»Mein Herr,« rief der Edelmann mit flammendem Blick, »sprechen Sie mit Ehrfurcht von meiner Tochter, arm oder reich — vergessen Sie nicht, wer sie ist.«

»Erzürnen Sie sich nicht, Herr van Vlierbeke,« antwortete der Kaufmann, »ich will Sie nicht beleidigen, ich bin weit entfernt davon; wäre Ihnen Ihr Vorhaben geglückt, so würde ich Sie vielleicht bewundert haben, aber wer mich überlisten will, muß früh aufstehen, und da Sie doch so häklich im Punkte der Ehre sind, gestatten Sie mir, Sie zu fragen, ob Sie ehrlich handelten, indem Sie meinen Neffen verlockten und veranlaßten, daß diese unglückliche Liebe in seinem Herzen Wurzel schlug?

Herr van Vlierbeke ließ den Kopf sinken, um die Schaamröthe zu verbergen, welche wie eine glühende Wolke seine Stirn überzog. Er blieb vom tödtlichen Schrecken ergriffen sitzen, bis der Kaufmann seine Aufmerksamkeit weckte durch das Wort:

»Nun?«

»Ach!« seufzte Herr van Vlierbeke, »haben Sie Mitleid mit mir. — Vielleicht ließ die Liebe zu meinem Kinde mich diesen Irrthum begehen. — Gott hat meiner Lenora alle Gaben verliehen, welche eine Frau auf Erden zu schmücken vermögen; ich habe gehofft, daß ihre Schönheit, die Reinheit ihrer Seele, der Adel ihres Geschlechtes Schätze seien, wenigstens ebenso köstlich wie Geld . . . «

»Wohl möglich für einen Edelmann, aber nicht für einen Kaufmann,« murmelte Herr Denecker.

»Machen Sie mir nicht den Vorwurf, ich hätte Ihren Neffen angelockt; das Wort verletzt mich tief und ist ungerecht; aber als ich zur selben Zeit eine gegenseitige Neigung in Gustav und Lenora aufkommen sah, unterdrückte ich allerdings dies Gefühl nicht. Im Gegentheil, ich dankte Gott täglich in meinem Gebete, daß er einen Retter meines Kindes zu uns geführt habe. Ja, denn Gustav ist ein wackerer Jüngling, der sie — nicht durch das Geld — glücklich gemacht haben würde, sondern durch seinen edeln Charakter und seine Herzensgüte, — Ist es denn eine so große Missethat, wenn ein Vater, der durch unabweisliches Unglück in Armuth versinkt, die Hoffnung nährt, sein Kind werde sich aus diesem Elende retten?«

»Gewiß nicht,« antwortete der Kaufmann »Alles kommt darauf an, daß es gelinge, aber Sie haben eine schlechte Wahl getroffen, Herr van Vlierbeke; ich bin ein Mann, der die Waare zwei Mal untersucht, ehe er den Handel abschließt, und es ist außerordentlich schwer mir Aepfel für Citronen aufzuhängen.«

Diese dem Handel entlehnte Redeweise schien den Edelmann entsetzlich zu verletzen und zu foltern; denn er sprang, auf und sagte mit steigendem Zorn:

»Sie haben also keine Barmherzigkeit mit meinem Unglück? Sie wollen mir zu verstehen geben, es sei meine Absicht gewesen Sie zu betrügen? Aber waren Sie es, der meine Armuth entdeckte? Steht es Ihnen, nach meiner freiwilligen Erklärung nicht frei, zu thun, was Sie für gut finden? Glauben Sie, weil ich demüthig Ihre Vorwürfe anhöre, meinen Irrthum, meine Schuld selbst bekenne, daß alles Gefühl eigenen Werthes in meinem Herzen erstorben sei? Sie reden von Waaren, als ob Sie hierher gekommen wären um etwas zu kaufen? Soll das meine Lenora sein? dazu reichen alle Ihre Schätze nicht hin, mein Herr! Ist für Sie die Liebe nicht mächtig genug, um dies Misverhältniß auszugleichen, so wissen Sie, daß ich van Vlierbeke heiße und daß dieser Name, selbst in der Armuth, schwerer wiegt als Ihr Gold!«

Während dieser Aeußerung offenbarte sich ein tiefes Gefühl des Unwillens in den Zügen des Edelmanns; seine Augen schossen feurige Strahlen auf den Kaufmann, der, durch seine raschen Bewegungen erschreckt, zurückgewichen war und ihn bestürzt ansah.

»Ach Gott!« sagte Denecker, »wir wollen nicht so viele Worte darüber machen; Jeder bleibt was er ist; Jeder behält was er hat und damit ist die Sache abgethan. Ich habe Ihnen nur noch eine Bitte vorzutragen, die nämlich, daß Sie meinem Neffen nicht mehr erlauben Sie zu besuchen; sonst . . . «

»Sonst,« rief der Edelmann zornig, »Sie drohen mir!« doch sich bezwingend, sagte er mit fieberhafter Kälte:

»Genug davon! Soll ich Herrn Denecker's Wagen vorfahren lassen?«

»Wie Sie wünschen,« antwortete der Kaufmann, »können wir kein Geschäft mit einander machen, so brauchen wir darum keine Feinde zu werden.«

»Gut, gut! Lassen Sie uns abbrechen, mein Herr! dieses Gespräch verletzt mich; es muß ein Ende haben.«v

Mit diesen Worten geleitete er den Kaufmann bis zur Thür und nahm mit kurzem Gruße Abschied von ihm.

Herr van Vlierbeke kehrte in das Zimmer zurück, sank auf einen Stuhl und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen , während ein tiefer Seufzer aus seiner Brust aufstieg und diese heftig keuchte.

So blieb er eine Weile schweigend und unbeweglich sitzen; seine Hände sanken dann kraftlos auf seine Knie hinab. Tödtliche Blässe überzog sein Antlitz; er schien in die schmerzlichsten Gedanken versenkt zu sein. Keine Miene, kein Zug auf seinem Gesicht verrieth die Folterqualen seiner Seele.

Plötzlich hörte er ein Geräusch in dem Zimmer über seinem Kopfe. Er erwachte aus seiner Bewustlosigkeit, zitternd vor Angst und Schrecken.

»Gott, meine arme Lenora!« rief er. »Sie kommt! Ich habe noch nicht genug gelitten, ich muß auch das Herz meiner armen Tochter zerschmettern, mit grausamer Kälte ihre alle Hoffnung rauben, ihre süßesten Träume zerstören, sie vor meinen Augen verzweifeln sehen. Ach, könnte ich dieser gräßlichen Eröffnung entfliehen! Was soll ich ihr sagen? Wie es auslegen?«

Ein bitteres Lachen umzog seinen Mund; er sagte mit schrecklichem Ton:

»Ach, verbirg dein eigenes Leid, habe noch Muth. Wird dir auch das Herz zerrissen, bemächtigt sich gleich deiner die Verzweiflung, lächle, lächle, dein Schicksal ist doch ein ewiger Spott. — Was kannst du Anderes thun, elender Sklave? Unterdrücke das sich empörende Gefühl! Still, still, da ist dein Kind!«

Lenora öffnete wirklich die Thür und trat mit einem fragenden aber hoffnungsvollem Blicke auf ihren Vater zu.

Welche Gewalt auch Herr van Vlierbeke sich selbst anthat, um seine Angst zu verbergen, es glückte ihm dies Mal nicht. Lenora bemerkte gleich, daß ein tiefer Schmerz ihn beherrschte. Da er schwieg, begann sie zu zittern und fragte mit heftiger Ungeduld:

»Nun, Vater, nun?«

»Ach, mein Kind,« seufzte der Edelmann, »wir sind nicht glücklich: Gott prüfte uns durch harte Schläge: wir müssen uns seinem allmächtigen Willen beugen!«

»Was muß ich fürchten,« rief Lenora bestürzt, »sprich Vater, hat er seine Einwilligung versagt?«

»Er hat sie versagt, Lenora.«

»Nein, nein!« rief die Jungfrau, »es ist nicht möglich!«

»Versagt, weil er Millionen besitzt und wir neben ihm nur arme Leute sind.«

»Ist das wahr? Ist Gustav mir geraubt? Hoffnungslos geraubt?«

»Hoffnungslos!« wiederholte der Edelmann dumpf.

Ein heftiger Schrei des Schmerzes entfuhr der Jungfrau; sie eilte zu dem Tische und legte ihren Kopf auf denselben. Hörbar schluchzte sie und murmelte nur zu Zeiten den Namen des Geliebten mit einem Tone äußerster Verzweiflung.

Der Edelmann stand auf und betrachtete eine Zeitlang sein leidendes Kind: eine unaussprechliche Trauer drückte sich auf seinem Antlitze aus, seine sonst so feurigen Augen, waren unstet und trübe, krampfhaft ballten sich seine Hände, endlich faltete er dieselben, näherte sich der Jungfrau und sagte bittend:

»Lenora habe Mitleid mit mir, mäßige Deine Betrübnis um meinetwillen. In dieser unglücklichen Zusammenkunft mit Herrn Denecker habe ich alle Qualen erlitten, welche das Herz eines Edelmannes, das Herz eines Vaters foltern können, ich habe die Galle der Beschämung mit vollen Zügen getrunken und den bittern Kelch der Erniedrigung bis auf den Boden geleert. Aber dieses Alles ist Nichts, gegen den Anblick Deiner Schmerzen, o, fasse Dich, zeige mir Dein Antlitz, laß mich Trost finden in Deiner Gelassenheit, Lenora, mein Kopf verwirrt sich, ich sterbe vor Verzweiflung.«

Indem er dieses sagte, sank er ermattet und von Leiden erschöpft auf einen Stuhl. Die Jungfrau näherte sich ihrem Vater und ließ ihren Kopf auf seiner Schulter ruhen, während sie unter Thränen und Seufzern ausrief:

»Ihn nie wiedersehen, seiner Liebe, allem getrimmten Glücke entsagen! Ach, er wird sterben vor Schmerz!«

»Lenora, Lenora,« seufzte der Edelmann flehend.

»O lieber Vater/' rief die Jungfrau, »Gustav auf ewig verlieren! Ich könnte vergehen bei diesem schrecklichen Gedanken, doch so lange ich Dich behalte, will ich Gott segnen und preisen, aber jetzt muß ich Thränen vergießen, ach laß mich weinen.«

Herr van Vlierbeke drückte sein Kind fest an seine Brust und ehrte stumm dessen Schmerz.

Eine tödtliche Stille umringte Vater und Tochter, Beide blieben lange so sitzen, bis die außerordentliche Trauer selbst ihn Kräfte abgespannt hatte und die Ermattung ihre Herzen dem gegenseitigen Trost zugänglich machte.

VI.

Vier Tage später, nachdem Herr Denecker Gustav's Verheirathung mit Lenora zurückgewiesen, fuhr eine Miethkutsche über die Haide ungefähr eine halbe Stunde weit vom Grinselhof und hielt hier an einem einsamen Sandwege.

Ein junger Mann sprang aus dem Fuhrwerk und zeigte dem Kutscher eine ferne Schenke, dieser wandte den Wagen und fuhr dahin, während der junge Mann mit hastigen Schritten in der entgegengesetzten Richtung forteilte. Er schien von heftiger Geduld getrieben zu werden und zitterte mitunter, als ob seine eigenen Gedanken ihn erschreckten. Sobald er den Grinselhof zwischen den Bäumen hervorschimmern sah, schritt er vorsichtig neben dem Gehölz her und ging bald auf der einen, bald auf der andern Seite des Weges stets da, wo ihn das dichte Laub am Besten verbergen konnte. Als er vor dem Hofe ankam, schrie er vor Freude laut auf, denn das Thor stand offen.

Vorsichtig schlüpfte er durch das Gebüsch bis an die Brücke und ging dann auf den Fußspitzen an dem Hof vorüber bis zu den hohen Bäumen, die wie eine Scheidemauer den Grinselhof einschlossen.

Er war kaum einige Schritte weit im Garten vorgedrungen, als er auch schon zitternd stehen blieb. Unter dem Katalpastrauche saß Lenora, mit dem Kopf auf der Tischecke ruhend, ihre Brust keuchte gewaltsam und von ihren Fingern, die sie vor den Augen hielt, rollten glänzende Thränenperlen in den Sand.

Der Jüngling nahete sich mit leisen Schritten, doch wie still und schleichend auch seine Bewegungen waren, die Jungfrau hob den Kopf empor und sprang bebend in die Höhe, während das Wort »Gustav« sich wie ein Angstgeschrei ihrer Brust entwand und durch das Laub hallte. Sie wollte entfliehen, aber ehe sie noch einen Schritt thun konnte lag der Jüngling knieend zu ihren Füßen und sprach mit fieberhafter Angst, während er ihre Hände fest hielt:

»Lenora, Lenora, hören Sie mich an! Wenn Sie mich fliehen, wenn Sie mir diesen Trost weigern, Ihnen mit einem letzten Lebewohl zu

sagen, was ich leide und hoffe, so sterbe ich zu ihren Füßen, oder ich nehme eine Schlange mit mir im Herzen und ende fern von meinem Vaterlande, fern von Ihnen meine Schwester, meine Geliebte, meine Braut! — Ach Lenora, bei unserer innigen, reinen Liebe verstoßen Sie mich nicht.«

Obwohl Lenora an allen Gliedern zitterte, so zeigte sich doch Würde und Stolz in ihrem Antlitz. Sie antwortete mit Ruhe und Kälte:

»Ihre Kühnheit wundert mich, mein Herr, es gehörte viel dazu um wieder auf dem Grinselhof zu erscheinen, nach der Beleidigung, die meinem Vater zugefügt worden ist. Jetzt liegt er krank zu Bette, sein Gemüth erlag den Leiden, ein Fieber hat ihn überfallen; ist das der Lohn für meine Neigung zu Ihnen.«

»Gott, Gott, Sie beschuldigen mich, Lenora, was habe ich denn verbrochen,« rief der Jüngling verzweifelnd.

»Es besteht keine Gemeinschaft mehr zwischen uns,« entgegnete die Jungfrau, »sind wir auch nicht so reich wie Sie, mein Herr, so duldet doch das Blut, das in unsern Adern fließt, durchaus keinen Hohn: stehen Sie auf, entfernen Sie sich, ich darf Sie nicht mehr sehen.«

»Gnade, Barmherzigkeit,« flehte Gustav, die Hände bittend zu ihr emporstreckend, »ich bin unschuldig, Lenora!«

Die Jungfrau verbarg die Thränen, die ihr aus den Augen drangen und wandte sich um zu gehen.

»O, wie grausam,« rief der Jüngling verzweifelnd, »Sie verlassen mich für immer ohne Lebewohl, ohne Trost, Sie sind taub gegen meine Bitten, gefühllos gegen meinen Schmerz. Wohl denn, ich werde mein Schicksal erdulden, Sie haben es so gewollt.«

Er sprang auf und rief unter häufigen Thränen aus:

»Lenora, Freundin, Sie verurtheilen mich zum Tode, ich verzeihe Ihnen, mögen Sie ohne mich auf Erden glücklich sein; leben Sie wohl, leben Sie wohl auf ewig!«

Nachdem er dieses gesagt schienen ihn seine Kräfte zu verlassen, er sank auf einen Stuhl und ließ die Arme schlaff und ausgestreckt auf einen Tisch fallen.

Lenora hatte zwei oder drei Schritte gethan um sich zu entfernen, aber der Schmerz des Geliebten hielt sie jetzt zurück, man konnte deutlich auf ihrem Angesichte einen heftigen Streit zwischen der Pflicht und der Liebe lesen, endlich schien ihr Herz bei diesem Kampfe zu erliegen, Thränen stürzten aus ihren Augen, sie näherte sich langsam dem Jüngling, ergriff seine Hand und seufzte zärtlich:

»Gustav, armer Freund, wir sind unglücklich, nicht wahr?«

Bei dieser Berührung, bei dem süßen Tone dieser Stimme kam der Jüngling wieder zu sich, mit seligem Lächeln sah er der Jungfrau in die Augen und sagte entzückt:

»Lenora, theure Lenora, Sie sind zu mir zurückgekehrt, Sie haben Barmherzigkeit mit meinem Leiden, Sie hassen mich also nicht?«

»Schwindet eine Liebe, wie die unsere, Gustav?« fragte sie seufzend.

»O, nein, nein,« rief der Jüngling heftig aus, »sie ist ewig, ewig, nicht wahr Lenora? Mächtig gegen Unglück und Elend, unvertilgbar so lange unser Herz im Busen schlägt!«

Die Jungfrau senkte das Haupt und schlug die Augen nieder, sie antwortete mit feierlichem Tone:

»Glauben Sie nicht Gustav, daß unsere Trennung mir weniger Schmerzen macht als Ihnen; wenn die Gewißheit meiner Liebe, Sie in der Abwesenheit trösten kann, so seyn Sie stark und muthig, ich werde Ihr Andenken in meinem trauernden Gemüthe bewahren, Ihnen im Geiste folgen und Sie lieben bis das Grab den Abgrund füllt, welcher ewig zwischen uns gähnt: dort oben bei Gott begegnen wir einander wieder, auf Erden nicht mehr.«

»O, Sie täuschen sich, Lenora,« rief Gustav, beinahe glücklich, aus, »es ist noch Hoffnung da, mein Oheim ist nicht unerbittlich, er wird nachgeben, aus Mitleid mit meiner Verzweiflung.«

»Es ist möglich, aber meines Vaters Ehrgefühl ist unbeugsam,« sagte das Mädchen mit traurigem Stolz. »Sie müssen scheiden, Gustav, schon zu lange übertrat ich sein Gebot, zu lange schon verletzte ich meine Pflicht, indem ich mit einem Manne allein blieb, der nie mein Gatte werden kann. Verlassen Sie mich. Wenn uns

Jemand überraschte, würde mein unglücklicher Vater sterben vor Schmerz und Schaam.«

»Gute, liebe Lenora nur noch einen Augenblick, hören Sie auf das, was ich Ihnen sage! — Mein Oheim hat mir Ihre Hand verweigert, ich habe geweint, gebeten, mir die Haare ausgerauft, Nichts bewog ihn seinen Entschluß zu ändern, die Verzweiflung verdüsterte meine Sinne, ich habe mich gegen ihm empört, ihm gedroht wie ein Undankbarer und ihm Dinge gesagt, welche mir vor mir selbst Abscheu einflößten, sobald ich wieder zu mir kam. Auf den Knieen bat ich ihn um Vergebung, mein Oheim ist gutherzig, er schenkte mir seine Verzeihung unter der Bedingung, daß ich augenblicklich und ohne Widersetzlichkeit eine längst beabsichtigte Reise nach Italien mit ihm anträte, erhofft, daß ich Sie vergessen werde. Sie vergessen, Lenora! Ich habe jedoch diesen Plan mit geheimer Freude angenommen, ich werde Monate lang allein mit ihm sein, ihn mit Liebe und Sorgfalt umgeben, ihn durch meine grenzenlose Ehrfurcht erweichen, ihn unaufhörlich um seine Einwilligung bitten, ihn überreden und siegreich wiederkehren, Lenora, um Ihnen mein Leben und meine Hand anzubieten, Ihre Stirne mit dem frohen Brautkranze zu schmücken und Sie, vor Gottes Altar knieend, als meine theure Gattin zu empfangen.«

Ein helles Lachen strahlte auf dem Antlitz der Jungfrau, ihre Augen funkelten von Erregung bei dieser bezaubernden Schilderung eines noch möglichen Glückes: bald jedoch verließ die Täuschung sie wieder, sie antwortete mit stillem Schmerz:

»Armer Freund, es ist grausam, auch diese letzte Hoffnung aus Ihrem Busen reißen zu müssen — wohl mag Ihr Oheim einwilligen, aber mein Vater?«

»Ihr Vater, er wird Alles verzeihen und mich in seinen Armen empfangen, wie einen wiedergefundenen Sohn.«

»Nein, nein, glauben Sie es nicht, Gustav, man hat seine Ehre verletzt: als Christ wird er verzeihen, als Edelmann aber die Schmach nie vergessen.«

O, Lenora, Sie thun Ihrem Vater Unrecht! Wenn ich mit der vollen Zustimmung meines Oheims wiederkehre und zu ihm sage: Hier bin

ich, der ich Ihr Kind glücklich machen werde, ich will ihr Leben schmücken mit aller Freude und Liebe, die je ein Gatte seiner Gattin gespendet hat, ihr Schicksal soll beneidenswerth sein auf Erden, geben Sie mir Lenora zur Frau. Was meinen Sie, was er antworten werde?«

Mit niedergeschlagenen Blicken antwortete Lenora:

»Sie kennen seine unendliche Güte, Gustav, mein Glück ist der einzige Wunsch seiner Seele, er würde Sie segnen und Gott danken.«

»Nicht wahr, Lenora, er würde einwilligen, Sie sehen, Alles ist nicht verloren, ein heller Strahl erleuchtet noch unsre Zukunft, geben auch Sie sich dieser süßen Hoffnung hin, trauern Sie nicht, lassen Sie mir den Trost auf der betrübten Reise, daß Sie, Gottes Güte vertrauend, auf mich warten wollen. Gedenken Sie meiner in Ihren Gebeten, sprechen Sie meinen Namen mitunter in diesen schattigen Gängen, wo die Liebe so süß unser Herz erfüllte —, wo ich zwei Monate lang, ein Jahrhundert unendlicher Seligkeit aus Ihrem Blick schöpfte, lächeln Sie mir zu in Ihrer Einsamkeit, mein Geist wird Ihren fernen Gruß vernehmen, ich werde mich freuen und Muth finden die Abwesenheit zu ertragen.«

Lenora weinte stumm, die süßen und rührenden Worte des Jünglings hatten ihren Stolz gänzlich besiegt, in ihrem Herzen war Nichts zurückgeblieben als Liebe und Schmerz; der Jüngling bemerkte es und sagte:

»Ich scheide, Lenora. Mit voller durch Ihre Liebe verstärkter Hoffnung verlasse ich mein Vaterland und die Geliebte. Komme was will, ich werde es muthig ertragen. Lenora Sie werden an mich denken, täglich an mich denken, nicht wahr?«

»Gott, ich habe meinem Vater versprochen Sie zu vergessen,« seufzte das Mädchen erschreckt.

»Mich vergessen, Sie würden sich Gewalt anthun um mich zu vergessen?«

»O nein, Gustav,« war die leise Antwort, »ich werde zum ersten Male meinem Vater ungehorsam sein, denn ich fühle, daß mir die Kraft fehlt. Mein Gelübde war eine Lüge, vergessen kann ich Sie

nicht, ich muß Sie lieben, so lange ich lebe; es ist mein Schicksal auf Erden.«

»O Dank, Dank Lenora!« rief Gustav entzückt, »Ihre liebreichen Worte geben mir Kraft und Muth, möge Gott Sie hüten. Ihr Bild wird mich schützen in Freude wie in Leid, bei Tage wie bei Nacht; stets wird es mich umschweben. Mir bricht das Herz bei dem Abschiede, aber die Pflicht gebietet, ich muß gehen, leben Sie wohl, leben Sie wohl.«

Mit fieberhafter Spannung drückte er noch ihre beiden Hände und verschwand dann in den Baumgängen.

»Gustav, Gustav, leben Sie wohl!« schrie Lenora wie bewußtlos. Sie war wie zerschmettert und suchte mit zitternder Hand einen Stuhl. Gleich darauf sank sie kraftlos auf denselben nieder, legte den Kopf auf den Tisch und gab sich ganz ihrem unendlichen Schmerze hin, während heiße Thränen über ihre Hände strömten.

VII.

Lenora hatte ihrem Vater den letzten Besuch des Jünglings mitgetheilt und sich bemüht die süße Hoffnung aus eine bessere Zukunft auch auf ihn überzutragen, aber Herr van Vlierbeke hatte gefühllos und mit bitterem Lachen auf dem Gesicht ihre Erzählung angehört, ohne ihr irgend eine bestimmte Antwort zu geben.

Seit diesem Tage war der Grinselhof noch einsamer und trauriger geworden als vorher. Sichtlich durch ein geheimes Leiden gequält, saß der Edelmann meist das Haupt auf die Hände gestützt und den Blick nachdenkend zu Boden gerichtet; gewiß sah er den unglücklichen Verfalltag des Schuldbriefes vor Augen, welcher drohend und unabänderlich sich näherte um den unglücklichen Vater mit seinem Kinde für immer in das Elend zu treiben.

Lenora verbarg ihren eignen Liebesschmerz um den unerklärlichen Gram ihres Vaters nicht noch durch ihre Trauer zu vermehren. Obwohl ihr Herz gleichfalls von trüben Gedanken überströmte, so stellte sie sich doch als ob sie ruhig und heiter sei. Sie that oder sagte ihm Alles was ihr liebendes Herz ihr eingab, um ihn aus seinem peinlichen Nachsinnen heraus zu reißen. Ihre Bemühungen blieben jedoch ohne Erfolg; ihr Vater belohnte sie wohl mit einem Lächeln, mit einer zärtlichen Liebkosung, aber das Lächeln war traurig und bitter, die Liebkosung matt und schwach.

Fragte Lenora mitunter, mit weinenden Augen, nach der Ursache von ihres Vaters Schmerz, so wußte er jeder Erklärung darüber auszuweichen. Ganze Tage irrte er einsam und in finstren Gedanken vertieft, durch die dunkelsten Laubgänge des Gartens und schien selbst die Gegenwart seiner Tochter zu fliehen. Sah Lenora ihn von Weitem, so bemerkte sie Blicke des Grams und der Verzweiflung an ihm während seine Hände sich mit heftigen Geberden bewegten. Näherte sie sich, um durch Beweise tiefer Zuneigung seinen Schmerz zu mildern, so antwortete er kaum auf ihre liebreichen Fragen und verließ sie um sich im Hause einen einsamen Versteck zu suchen.

So verfloß ein ganzer Monat, ein Monat tödtlicher Trauer und stummer Leiden. Lenora bemerkte unterdessen mit Verzweiflung, wie schnell das Gesicht ihres Vaters an Magerkeit und Blässe zunahm und seine Augen ihren Glanz verloren, als ob eine zehrende Krankheit sein Leben untergrübe.

Ungefähr um diese Zeit jedoch überzeugte sie eine Aenderung in seinem Benehmen, daß ein trauriges, vielleicht ein schreckliches Geheimnis sein Herz belaste.

Seit einer Woche hatten seine Augen mitunter wieder mit hellerem Feuer gestrahlt; er schien jetzt beständig wie von einem Fieber gequält zu werden; seine Worte, seine Gedanken, seine Gebärden, seine Handlungen, Alles zeugte von Ungeduld und Spannung an ihm. Obendrein fuhr er jetzt fast jede Woche zwei oder drei Mal nach der Stadt, ohne im Mindesten merken zu lassen, was er dort thue. Spät am Abend kehrte er wieder nach dem Grinselhof zurück, und setzte sich dann ruhig zu Tische, bis er Lenora selbst aufforderte auf ihr Zimmer zu gehen und mit einer Lampe in dem seinigen verschwand. — Aber daß er nicht ruhe, wußte seine traurige Tochter nur zu wohl; denn, da die Angst sie nicht schlafen ließ, hörte sie oft in der Nacht den Boden unter den Tritten ihres Vaters ächzen und zitterte erschreckt und betrübt in ihrem Bette.

Lenora besaß großen Muth und hatte durch ihre ungewöhnliche Erziehung eine fast männliche Kraft der Seele erhalten; auch keimte allmälig in ihrem Herzen der Entschluß, ihren Vater zu zwingen ihr sein Geheimnis mitzutheilen. Wie sehr auch die Ehrfurcht vor ihm ihr abrieth diesen Schritt zu thun, so trieb und spornte doch ihre sorgenvolle Liebe sie auf der anderen Seite täglich mehr zu Muth und Kühnheit an. Oft schon hatte sie ihren Vater aufgesucht, mit der Absicht ihren Plan auszuführen, aber sein durchdringender Blick und der Ausdruck seines Gesichtes hatten sie immer wieder davon abgehalten. Sie sah daß ihr Vater ihr Vorhaben vermuthete und, als fürchte er sich vor ihren Fragen, in ihrer Gegenwart zu zittern schien.

Eines Tages war Herr van Vlierbeke wieder mit dem Frühesten nach der Stadt gefahren.

Schon war die Mittagsstunde vorüber. Lenora irrte langsam, in bittere Träume versunken durch die totenstillen Gemächer ihrer Wohnung. Mitunter schien sie in schmerzlichem Nachsinnen zu reden, blieb stehen, streckte die Hand aus oder wischte sich eine Thräne aus den Augen. Zerstreut und ohne zu wissen was sie that, zog sie die Schublade des Tisches heraus an dem ihr Vater zu schreiben pflegte. Vielleicht trieb die Begierde sein Geheimnis zu ergründen sie unbewußt zu dieser That. Sie fand in der Schublade ein offen daliegendes Papier.

Kaum hatte sie ihr Auge darauf gerichtet, als eine plötzliche Blässe ihre Wangen entfärbte und zitternd las sie, was ihr dieses Blatt offenbarte.

Gleich darauf machte sie die Schublade mit Abscheu wieder zu und verließ das Zimmer mit gesenktem Haupte und langsamen Schritten, wie Jemand der sich in die trübsten und peinlichsten Gedanken vertieft hat. Im Vorzimmer setzte sie sich, sah eine Weile still auf den Boden und seufzte dann:

»Den Grinselhof verkaufen, warum? Herr Denecker hat meinen Vater verspottet, weil wir nicht reich genug wären, was ist das für ein Geheimnis? Sollten wir wirklich arm sein? Welch ein Licht! Gott das ist also die Lösung des Räthsels von meines Vaters Leiden! . . . «

Sie versank wieder in finstres Nachsinnen. Allmälig jedoch erheiterte sich ihr Gesicht, ihre Lippen bewegten sich rasch und ihre Augen begannen mit dem Feuer des Muthes zu strahlen. Während sie so in ihrem Innersten gegen das Schicksal kämpfte und sich vorbereitete dem Unglück und der Erniedrigung Trotz zu bieten, sah sie plötzlich das alte Cabriolet in den Grinselhof hinein fahren. Sie bemerkte alsbald daß ihr Vater, wie gefühllos, mit gesenktem Kopfe, darin saß und als bei dem Aussteigen ihr Blick auf sein Angesicht fiel, erschreckte sie die tödtliche Blässe, welche ihn entstellte.

Tief erschüttert hatte sie nicht die Kraft ein Wort an ihn zu richten. Sie ließ ihn daher stumm in das Haus treten, um sich wahrscheinlich wieder in dem abgelegensten Zimmer zu verbergen; sie hatte kaum einen Augenblick an der Thür gestanden, als eine dunkle Röthe plötzlich ihre Stirn und ihre Wangen färbte, während ihre schwarzen

Augen, obwohl von Thränen benetzt, von Kraft und Entschlossenheit strahlten. Sie eilte in das Haus und sag« mit Entschiedenheit zu sich selbst:

»Soll ein Gefühl der Ehrfurcht mich noch länger zurück»halten? Soll ich meinen Vater sterben lassen? Nein, nein, ich will Alles wissen! Ich will den giftigen Wurm aus seinem Herzen reißen, ihn retten durch meine Liebe.«

Mit diesen Worten lief sie durch zwei oder drei Zimmer, in dem letzten saß ihr Vater, beide Arme auf den Tisch und den Kopf mit den Händen stützend, aus seinen Augen floß ein Strom stiller Thränen auf den Tisch.

Lenora sprang weinend auf ihn zu, knieete vor ihm nieder und rief mit flehend emporgehobenen Armen:

»Barmherzigkeit, Vater! Ich bitte Dich auf den Knieen laß mich Theil nehmen an Deiner Betrübnis, sage mir, was dein Herz zernagt. Laß mich es wissen, warum mein Vater Thränen vergießt in der Einsamkeit.«

»Lenora, Du Alles, was mir übrig bleibt auf Erden«, — seufzte der Vater mit dem Lächeln der Verzweiflung, während er sie von dem Boden aufhob, »ich habe Dir schwere Leiden verursacht, nicht wahr? Komm und suche Dir einen Zufluchtsort an meiner Brust, ein furchtbarer Schlag droht uns zu zerschmettern, mein armes Kind.«

Die Jungfrau schien auf diese Klage nicht hören zu wollen und wich der Umarmung ihres Vaters aus. Mit großer Festigkeit des Willens sagte Sie:

»Vater, ich bin mit dem unabänderlichen Entschlusse gekommen zu vernehmen, was Dich quält; ich gehe nicht von hier fort, ohne zu wissen, welches feindselige Gefühl oder welches Unglück mir schon so lange die Liebe meines Vaters geraubt hat. Wie groß auch meine Ehrfurcht gegen Dich ist, die Pflicht spricht noch lauter in meinem Herzen, ich will, ich muß das Geheimnis Deines Leidens kennen lernen.«

»Dir die Liebe Deines Vaters geraubt!« — sagte der Edelmann — »das Geheimnis meines Leidens ist meine Liebe zu Dir, mein angebetetes Kind. Zehn Jahre lang habe ich den bittersten Kelch des

Elends getrunken und Gott täglich gebeten, daß Du glücklich werdest auf Erden, ach, er hat mein Gebet auf immer verworfen?«

»Ich soll also unglücklich sein,« fragte Lenora, ohne das mindeste Entsetzen.

»Unglücklich durch Armuth.« — antwortete der Vater, — »der Schlag, der uns trifft beraubt uns aller unsrer Güter, wir werden unsern Grinselhof verlassen müssen.«

Diese letzteren Worte, welche ihre Furcht gänzlich bestätigten , schienen die Jungfrau einen Augenblick bestürzt, zu machen, sie bezwang jedoch ihr Gefühl und sagte mit steigendem Muth:

»Und Du quälst Dich um mich und stirbst langsam dahin, weil dieses Unglück Dich trifft, ich kenne Deine unbesiegliche Gemüthskraft, mein Vater. — Nein, Dein Herz erliegt den Leiden, nur den Leiden, weil Deine Lenora mit Dir diese Armuth theilen muß; sei gesegnet für alle Deine zu innige Liebe; aber sage mir: Wenn man mir alle Reichthümer der Erde anböte unter der Bedingung, daß ich einwilligte Dich einen einzigen Tag leiden zu sehen, was glaubst Du, daß ich da antworten würde?«

Stumm und verwundert sah der Edelmann seine begeisterte Tochter an, deren Augen heldenmüthig strahlten, ein schwacher Händedruck war seine einzige Antwort.

»Ach,« — rief sie aus — »ich, würde die Reichthümer verschmähen und ohne Schmerz die Armuth erdulden und Du Vater, wenn Dir die Wahl gelassen würde, Alles Gold Amerikas zu besitzen oder Deine Lenora zu verlieren, wozu würdest Du Dich entschließen?«

»Himmel,« — seufzte der Vater, — »giebt man sein Leben denn für Schätze oder Güter hin?«

»Also,« — entgegnete die Jungfrau, — »der gütige Gott hat uns Beiden das gelassen, was uns das Theuerste auf Erden ist. Warum klagen, da wir ihn segnen sollen für seine Barmherzigkeit! Laß den Muth wieder Dein Herz erfüllen, o Vater, was auch das Loos sein möge, was uns erwartet, und müßten wir eine Hütte bewohnen, so lange wir bei einander sind, soll uns Nichts niederdrücken.«

Ein eigenthümliches Lächeln des Staunens und der Bewunderung erleuchtete das Antlitz des Edelmannes. Es kam ihm vor, als ob etwas Unbegreifliches geschehen sei. Mit gefalteten Händen rief er aus: »Lenora, Lenora, mein Kind, bist Du ein überirdisches Wesen, ein Engel! Du verwirrst mich, ich begreife die Größe Deiner Seele nicht.«

Die Jungfrau sah mit größter Freude, daß sie den Sieg davon trug, denn in den Augen ihres Vaters glänzte wieder das helle Auge des Muthes. Er hob sein edles Haupt langsam in die Höhe, als ob ein Gefühl der eignen Würde seine Brust schwellte. Einen Augenblick betrachtete sie mit himmlischen Lächeln die Wirkung ihrer Worte und rief dann mit begeistertem Tone:

»Auf, auf Vater in meine Arme, keinen Gram mehr! So vereinigt, ist das Schicksal machtlos gegen uns.«

Vater und Tochter umarmten sich und blieben einige Augenblicke, Brust an Brust liegend, in tiefer Seligkeit. Als diese heilige Umarmung endete und sie darauf Hand in Hand neben einander saßen, spielte um Beider Lippen ein unaussprechliches Glück des Lächelns, wie wenn sie die ganze Welt vergessen hätten.

Der Edelmann war noch gerührter, als seine Tochter, mit Thränen in den Augen und begeisterter Stimme sagte er:

»Neues Blut, neues Leben strömen durch meine Adern: ach, ich that Unrecht, Lenora, Dir nicht Alles mitzutheilen, aber verzeih mir! Die Furcht Dich zu betrüben, die Hoffnung das vielleicht noch Rettung möglich sei, hielten mich zurück, ich kannte Dich noch nicht ganz; ich wußte noch nicht wie groß der Schatz ist, den Gott mir in seiner Güte geschenkt hat. Jetzt sollst Du Alles wissen; ich hätte so nicht länger das Geheimnis meines Betragens und meiner Leiden vor Dir verbergen können. Der verhängnisvolle Zeitpunkt ist gekommen; der Schlag, den ich fürchtete, bedroht uns und ist nicht mehr zu vermeiden. Bist Du bereit meine Mittheilungen zu hören, Lenora?«

Durch das heitere Lächeln ihres Vaters erfreut, antwortete Lenora mit süßer, schmeichelnder Stimme:

»Ach, Vater, schütte alle Deine Schmerzen in meinen Busen aus, aber verbirg mir nichts, mein Antheil muß vollständig sein, Du wirst fühlen, wie Alles, was Du mir anvertraust, von Deinem Herzen fällt.«

Der Edelmann ergriff feierlich die Hand seiner Tochter und antwortete:

»Wohlan denn, nimm von jetzt an Theil an meinen Leiden und hilf mir mein Kreuz tragen, ich will Dir nichts verschweigen. Was ich Dir erzählen werde ist eine traurige, schmerzliche Geschichte, doch zittre nicht mein Kind, nichts darin wird Dich erschrecken, es ist nur eine Darstellung von Deines Vaters Leiden. Du wirst dann auch wissen, weshalb Herr Denecker so böse gegen Dich und mich handelte.«

Er ließ die Hand seiner Tochter los ohne sein Gesicht von ihr abzuwenden und begann folgendermaßen seine Erzählung mit ruhigem Ton:

»Du warst noch klein Lenora, gut und hold wie jetzt, die Freude und der Liebling Deiner Mutter; wir bewohnten in stillen Freuden den bescheidenen Hof unsrer Vorfahren und fanden in den Einkünften unsrer Güter Mittel genug um mit Sparsamkeit unsrem Namen und Stande Ehre zu erweisen.«

»Ich hatte einen jüngeren Bruder, gut von Herzen, edelmüthig aber unvorsichtig. Er wohnte in der Stadt und war mit einer Frau von edler Abkunft, doch nicht reicher als er selbst, verheirathet. Ob seine Gattin aus Prahlsucht ihn antrieb unsichre Mittel zu versuchen um seine Einkünfte zu vermehren, weiß ich nicht, kurz er spielte in den Fonds, Du weißt nicht was das sagen will. Es ist ein Spiel mit dem man in einem Augenblicke Millionen gewinnen kann; ein Spiel aber auch, das Dich mit Frau und Kindern in das äußerste Elend zu stürzen vermag und einen Edelmann oder einen Reichen wie durch einen Zauberschlag an den Bettelstab bringt.«

»Mein Bruder hatte zuerst viel gewonnen und sein Haus auf großem Fuß eingerichtet, so daß sie die Reichsten hätten beneiden können; er besuchte uns oft, brachte für Dich Lenora, die sein Liebling war, allerlei Geschenke mit und bewies uns um desto mehr Freundschaft, je mehr sein Vermögen das unsere zu übersteigen schien.«

»Sehr oft stellte ich ihm das Gefährliche seiner Unternehmungen vor und suchte ihm klar zu machen, daß es sich für einen Edelmann

nicht gezieme täglich Hab und Gut auf eine unsichere Zeitungsnachricht zu wagen; dennoch aber, da der Erfolg gegen mich war, wirkten meine Ermahnungen Nichts auf sein Gemüth, sein feuriger Eifer für das Spiel, denn es ist ein Spiel, war mächtiger als meine Worte.«

»Das Glück, das ihn eine Zeitlang begünstigt hatte, schien ihn endlich verlassen zu wollen: er verlor einen großen Theil seines frühern Gewinnes und sah allmälig seine Mittel sich vermindern; trotz dem entfiel ihm aber der Muth nicht, er schien mit Hartnäckigkeit gegen das Schicksal zu kämpfen und war überzeugt er könnte das Glück zwingen zu ihm zurückzukehren. Unglückseliger Irrthum!«

»An einem Winterabend, ich zittere noch wenn ich daran denke, saß ich im unteren Zimmer, im Begriff zu Bett zu gehen, Du hattest Dich schon niedergelegt, deine Mutter saß bei Dir an Deinem Bette und betete mit Dir, wie sie es gewöhnlich that: Du warst schon zu Bett. Ein eisiger Regen schlug heftig an die Fenster, der Wind tobte in den Bäumen und schien unsre Wohnung in den Grundmauern erschüttern zu wollen; von dem Orkan beherrscht, war ich in düstre Gedanken versunken. Plötzlich wurde heftig am Thore gelautet, während das Wiehern von Pferden uns die Ankunft eines Wagens meldete. Der Knecht, wir hielten damals deren zwei, geht und öffnet die Thür, eine Frau stürzt in das Zimmer und fällt mir weinend zu Füßen, es war die Gattin meines Bruders.«

»Bebend vor Ueberraschung und Schrecken will ich sie aufheben, doch sie umarmt meine Kniee und flehet mich um Hilfe an, während eine Thränenfluth über ihre Wangen strömte. In unklaren Worten beschwört sie mich, das Leben meines Bruders zu retten und giebt mir zu verstehen, daß es vielleicht schon unwiederbringlich verloren sei, was mich mit gräßlicher Angst erfüllt.«

»Deine Mutter kam unterdessen herunter, wir versuchten Beide die halb wahnsinnige Frau zu beruhigen, es gelang uns auch durch Beweise der Theilnahme und Freundschaft, sie wieder zum völligen Bewußtsein zurückzubringen.«

Ach, mein Bruder, hatte Alles, Alles verloren, ja vielmehr noch als er besaß: herzzerreißend waren die Worte seiner unglücklichen Frau,

mehr als ein Mal stürzten mir die Thränen aus den Augen. Besonders aber machte der Schluß ihrer Mittheilung uns auf das Tiefste besorgt. Mein Bruder, niedergeschmettert von der Ueberzeugung, daß er nicht die Ehre seines Namens aufrecht erhalten könne, gequält von den Gedanken, daß Gericht und Obrigkeit seine Angelegenheiten in die Hände nehmen würden, war in furchtbare Verzweiflung gerathen und ging mit dem Gedanken um, sich selbst das Leben zu nehmen. Seine unglückliche Frau, von Gott geführt, hatte ihn bei seinem sündigen Vorhaben überrascht und ihm das Mordgewehr mit Gewalt entrissen; jetzt saß er eingeschlossen in einem Zimmer seines Hauses, stumm und unbeweglich, von zweien unserer treuesten Freunde bewacht. Gab es Jemanden auf Erden, der ihn aus der Verzweiflung retten konnte, so war es sicher nur sein Bruder.«

»Die arme Frau hatte das ebenfalls gedacht, sie hatte sich in einen Wagen geworfen und war allein in Nacht und Sturm zu mir gekommen, als dem einzigen Retter in ihrer Not. Da lag sie nun knieend zu meinen Füßen und mich anflehend mit ihr nach der Stadt zu eilen. — Ich zögerte keinen Augenblick. Deine gute Mutter nicht minder als ich von der schrecklichen Nachricht ergriffen und wohl voraussehend, was von mir verlangt werde, rief mir noch zu,als ich in den Wagen sprang: »O, rette ihn, nimm nur auf ihn Rücksicht, ich heiße Alles gut.«

»Der Kutscher, welcher glücklicher Weise den Weg genau kannte, peitschte die Pferde und wir flogen rascher als der Wind durch die Nacht dahin . . . Du erbleichst und zitterst Lenora, o, es war schrecklich! Nie sollst Du erfahren, welchen Eindruck es auf mich machte. Meine früh ergrauten Haare sind das trübe Andenken jener Angst. Fasse Muth mein Kind und höre das Ende.«

Die Jungfrau saß wie zerschmettert da und sah starr ihren Vater an, welcher fortfuhr:

»Es ist nutzlos Dir zu beschreiben, in welchem Zustand der Verzweiflung ich meinen Bruder fand und wie ich viele Stunden mit ihm kämpfen mußte um einen schwachen Lichtstrahl in sein verdunkeltes Gemüth zu werfen, nur ein Mittel gab es seine Ehre und dadurch sein Leben zu retten, aber welches Mittel, o Gott! Ich mußte

meine geringe Habe verpfänden um die Schulden meines Bruders zu decken, das Gut unserer Väter, den Brautschatz Deiner Mutter, Dein ganzes Erbe Lenora, Alles, Alles wagen mit der Gewißheit den größten Theil davon auf immer zu verlieren; unter dieser Bedingung konnte die Ehre meines Bruders gerettet werden, unter dieser Bedingung würde er den Gedanken aufgeben, der Schande durch den Tod zu entfliehen. Er war es nicht, der das von mir verlangte, im Gegentheil er glaubte gar nicht, daß ich es thun könnte oder würde, aber ich hatte die Ueberzeugung, daß mein Bruder seinen sündigen Vorsatz ausführte, wenn ich nicht mit der größten Aufopferung seine Angelegenheiten augenblicklich ordnete, und dennoch wagte ich nicht mich dazu zu entschließen.«

»Wie,« rief Lenora plötzlich erschreckt, »Vater, Vater Du hast Dich geweigert?«

Ein Lächeln stiller Freude schwebte auf dem Antlitz des Edelmanns. Statt durch diesen anklagenden Ausruf seiner Tochter sich beleidigt zu fühlen, glänzte sein Auge und er hob den Kopf mit einem Gefühl eigenen Werthes empor; kräftiger fuhr er fort:

»Ach, Lenora, ich liebte meinen Bruder, aber noch mehr liebte ich Dich, mein einziges Kind. Was man von mir forderte, war Armuth für Dich und Deine Mutter . . . «

»Gott, Gott,« seufzte Lenora mit ängstlicher Ungeduld. »Dieser Gedanke zerriß mir aus der einen Seite das Herz, während auf der anderen, der Anblick von meines Bruders Verzweiflung mir die Seele vernichtete; endlich trug der Edelmuth in diesem Kampfe den Sieg davon. Es war Tag geworden, ich suchte die vornehmsten Gläubiger auf und unterzeichnete mit meiner Hand die Schrift, welche meinem Bruder Ehre und Leben rettete, die aber zugleich meine gute Gattin und mein unschuldiges Kind zu dem bittersten Elend« verdammte . . . «

»Ach, Gott sei Dank!« rief Lenora freudig, wie wenn sie plötzlich von einem schweren Traum befreiet werde, »sei gesegnet Vater, daß Du so gut und muthig warst!«

Sie stand langsam auf, legte ihm die Hand auf die Schulter und küßte ihn feierlich, jedoch mit besonderem Ernst, als ob sie selbst

diesem eigenthümlichen Kuße etwas Feierliches beimischen wolle.«

»Du segnest mich für diese That?« sagte der Edelmann mit dankbaren Blicken, »und dennoch ist sie es, für die ich Dich um Verzeihung bitten muß, mein Kind!«

»Meine Verzeihung,« rief Lenora erstaunt, »o, wenn Du anders gehandelt hättest, was würde ich nicht gelitten haben durch Zweifel an meines Vaters Edelmuth. Jetzt liebe ich Dich noch mehr als zuvor; ist es denn eine Missethat seines Bruders Leben zu retten, wenn man es kann?«

»Die Welt urtheilt nicht so darüber, Lenora, man verzeiht es einem Edelmann nie, wenn er arm ist; dann muß er büßen für die Erniedrigung, welche viele Leute durch das Bestehen des Adels zu erdulden glauben, dann muß er es bezahlen, doppelt bezahlen für die Andern, dann überhäuft man ihn ohne Mitleid mit Spott und Verachtung und behandelt ihn als einen Ausgestoßenen aus der Gesellschaft. Seinesgleichen fliehen ihn, um nicht verantwortlich für ihn zu erscheinen, die Bürger und Bauern sehen lachend auf sein Unglück, als gewährte ihnen das eine süße Rache. Glücklich wem Gott in solchen Verhältnissen einen Engel schenkt, um Trost und Labung in seine Brust zu gießen und ihn stark zu machen gegen Unglück und Leiden. Aber höre weiter mein Kind:«

»Mein Bruder wurde gerettet, das tiefste Geheimnis umgab die Hilfe, die ihm von mir zum Theil ward, er verließ das Vaterland und ging mit seiner Frau nach Amerika, wo er seitdem mit großer Anstrengung sich nur einen kärglichen Lebensunterhalt erwirbt; seine Frau starb auf der Reise. Was uns betrifft, so besaßen wir nichts mehr. Der Grinselhof und unsere anderen Güter wurden mit Hypotheken belastet, deren Betrag den Werth des Grundbesitzes überstieg. Obendrein hatte ich mich genöthigt gesehen von einem befreundeten Edelmann eine Summe von 4000 Franken gegen einen Wechsel aufzunehmen. Als Deine Mutter zuerst vernahm, wie ausgedehnt das Opfer war, das ich gebracht hatte, machte sie mir nicht den mindesten Vorwurf, sondern hieß sogar meine That gut, bald darauf aber verdammte uns die Armuth zu so bitteren Entbehrungen, daß ihr

Gemüth allmälig darunter litt und sie ohne zu klagen in eine stille aber tödtliche Auszehrung verfiel.«

»Ach, es war auch zu schmerzlich, wir mußten, um unsern Verfall zu verbergen und den Namen unserer Vorfahren vor Geringschätzung zu verwahren, mit äußerster Kargheit das Geld ersparen, das nothwendig war, um unsere Zinsen zu bezahlen.«

»Allmälig während der nächsten drei Monate verschwanden unsere Dienstboten und unsere Pferde, wir vergaßen bald den Weg zu unseren Freunden und schlugen alle Einladungen aus, um unsererseits nicht genöthigt zu sein Jemanden bei uns zu empfangen. Unter den Einwohnern unseres Dorfes und den benachbarten Edelleuten, unsern vorigen Freunden bekamen wir bald einen sehr schlechten Ruf. Man sagte, daß eine abscheuliche Habgier uns dazu treibe so einsam zu leben. Wir ertrugen diese üble Nachrede, ja sogar den offenbaren Haß selbst, mit Freude; es war ein Schleier, mit dem man uns bedeckte und unter welchem wir unser Elend sicher verbergen konnten.«

»Ach, Lenora, ich zittere, meine Brust zieht sich krampfhaft zusammen, ich komme in meiner Erzählung zu dem schmerzlichsten Augenblicke meines Lebens, habe den Muth ohne Thränen anzuhören, was ich Dir mitzutheilen habe.«

»Deine arme Mutter war sehr mager geworden, ihre Augen lagen tief in den Höhlen, die Blässe ihrer Wangen war schrecklich anzusehen. Bei dem Anblick der Leiden Derjenigen, die ich mehr als mein Leben liebte und bei der steten Lesung des Wortes: »Sterben,« das auf ihrem Gesichte so deutlich und drohend ausgeprägt stand, wurde ich fast wahnsinnig vor Verzweiflung und Gram . . . «

Lenora hatte den Blick auf den Boden geheftet und stille Thränen begannen auf ihren Wangen zu fließen; der Edelmann sah sie eine Weile zitternd an, doch fuhr er dann in seiner trüben Erzählung fort:

»Arme Mutter, sie that Nichts als weinen. So oft sie ihr Kind, ihre kleine Lenora anblickte, brachen ihr die Thränen aus den Augen; Dein Name schwebte beständig auf ihren Lippen, die Gute sandte unaufhörlich ein Gebet für Dich gen Himmel — endlich hörte sie die Stimme Gottes die sie zu sich rief. Der Priester hatte sie auf die letzte Reise vorbereitet; man hatte Dich aus ihren Armen gerissen und auf

den Hof geführt; ich befand mich allein in dunkler Nacht bei ihr, deren kalte Lippen mir schon den ewigen Abschiedskuß gegeben hatten; mein Herz blutete, Verzweiflung wüthete in meinen Eingeweiden . . . Wie waren ihn letzten Stunden schmerzhaft! O Gott, sie schien bereits eine gefühllose Leiche zu sein und noch flossen Thränen aus ihren eingesunkenen Augen, während sich ihre Lippen noch bemühten, den Namen ihres geliebten Kindes wie eine Klage zu stammeln. Vor dem Bette knieend hob ich die Hände gen Himmel und bat um Linderung ihrer Leiden, um Verzeihung für das, was ich gethan. Sodann stand ich auf, legte meine Hände auf ihre bleichen Wangen und trocknete die Thränen auf ihrem Antlitz; ich war wie von Sinnen, plötzlich schien ihr Gefühl zurückzukehren, es war der letzte Funke der erlöschenden Lebensflamme. Sie rief mich bei Namen, ich sprang auf und blickte sie wie wahnsinnig an, mit deutlicher Stimme sagte sie: Es ist geschehen, mein Freund, Gott hat mir keinen leichten Todeskampf gegeben, lebe wohl, ich sterbe mit der Ueberzeugung, daß mein Kind, mein armes Kind unglücklich sein werde auf Erden . . . «

»Ich weiß nicht, was meine Liebe ihr sagte und mir in den Mund legte, aber ich gelobte ihr und rief Gott zum Zeugen an, daß ihr Kind, daß Du, Lenora, nicht im Elend bleiben, sondern daß Dein Schicksal ein glückliches werden sollte. Auf dem Antlitz deiner sterbenden Mutter erschien ein himmlisches Lächeln, sie glaubte in diesem letzten Augenblicke an mein Gelübde, schlang ihre Arme um meinen Hals und berührte meinen Mund mit ihren Lippen. Bald jedoch sanken ihre Arme wieder nieder und mit dem letzten Odemzuge schwebte ihre Seele zu Gott empor — ach, Lenora, Du hattest keine Mutter mehr, meine arme Margaretha war todt . . . «

Der Edelmann senkte das Haupt tief auf die Brust und schwieg; Lenora saß ebenso stumm da und weinte mit den Händen vor den Augen. Im Zimmer herrschte Todtenstille . . .

Gleich darauf rückte die Jungfrau ihren Stuhl näher zu ihrem Vater und ergriff sprachlos seine Hand

So blieben sie Beide lange Zeit in tiefen Schmerz versunken sitzen, bis Lenora aufstand und ihren Vater durch Beweise ihrer Liebe zu

trösten suchte.

Als ob Herr van Vlierbeke Eile hätte, seine Geschichte zu beenden, sprach er jetzt mit freierer Stimme:

»Höre mir noch zu, Lenora; was ich noch zu sagen habe, ist nicht so traurig, es betrifft mich allein; vielleicht thäte ich wohl, es Dir zu verschweigen, aber ich bedarf einer Freundin, welche wisse, was ich gelitten habe, welche alle meine Geheimnisse kenne und mir gestatte, in ihr Herz auszuschütten, was mein Herz seit Jahren unterdrückte und verbarg.«

»Deine Mutter, meine einzige Stütze, war mir geraubt, und ich blieb allein auf dem Grinselhof mit Dir, Lenora, meinem Kinde, und mit meinem Gelübde, mit dem vor Gott einer Sterbenden abgelegten Gelübde! — Was sollte ich thun, um es zu erfüllen? Mein Erbe abtreten, mich in ein fremdes Land begeben und arbeiten, um uns Beide zu ernähren, das mochte ich nicht, das hieß unmittelbar Dich dem Elend entgegenführen, an dieses Mittel konnte ich nicht denken. Nach langer und peinlicher Ueberlegung war es, als ob ein Lichtstrahl von oben in meine Seele kam, und hoffnungsvoll ergriff ich den einigen Ausweg, der, wenn auch nicht mir, eine glücklichere Zukunft versprach.«

»Ich beschloß, unsere Armuth noch eifriger als je verborgen zu halten und mein Leben Deiner Ausbildung zu widmen. Gott hatte dich gnädig mit körperlicher Schönheit ausgestattet, Lenora, Dein Vater sollte Dich nun ausrüsten mit Kenntnissen und Künsten, mit Liebenswürdigkeit und Tugend, mit Gottesfurcht und Sittsamkeit, er sollte Dich an Körper und Seele zur ausgezeichnetsten Frau machen, und er wagte zu hoffen, daß der Adel Deines Geschlechtes, die Anmuth und Wohlgestalt Deiner Gesichtszüge, die Schätze Deines Verstandes und Deines Gefühles die Mitgift aufwiegen würden, welche er Dir nicht zu geben vermochte; er schmeichelte sich mit dem Gedanken, daß Du auf diese Weise eine gute Heirath schließen und so in der Welt zum Theil die Stellung wiederfinden würdest, zu der Deine Herkunft Dich zu berechtigen scheint.«

»Zehn Jahre lang, mein Kind, habe ich Dich unterrichtet, in Künsten und Wissenschaften; was ich vergessen hatte oder was ich

noch nicht kannte, lernte ich oft selbst erst in der Mitte der Nacht, um es Dir mittheilen zu können. Während ich mit frommer Angst jeden Schmerz, jede unangenehme Berührung Dir aus dem Wege räumte und Dir, so viel ich konnte. Alles verschaffte, was unser Stand zu erfordern schien, während das beständige Lächeln des Vergnügens auf meinem Gesichte Dich erfreuete, nagten Furcht, Angst und Schaam fortwährend an meinem Herzen, und ich zählte mit Schrecken die Schritte der Zeit, welche mich dem entscheidenden Augenblicke näher führte. Ach, Lenora, soll ich es Dir sagen, ich habe Hunger gelitten und bin abgemagert durch Mangel an Nahrung! Die Hälfte meiner Nächte verbrachte ich mit gemeiner Arbeit, ich nähte meine Kleider, grub den Gemüsegarten um und lernte und trieb in der Dunkelheit noch sonst allerlei Beschäftigungen, um unsere Armuth vor Dir und Anderen verborgen zu halten.«

»Dies Alles war jedoch Nichts, in der Stille der Nacht hatte ich mich vor Niemand zu schämen. Bei Tag jedoch mußte ich immer kämpfen gegen die Erniedrigung und mit blutendem Herzen den quälendsten Hohn einschlucken.«

Die Jungfrau sah ihren Vater mit gerührten Blicken an, in welchen sich eine Thräne des Mitleids zeigte. Herr van Vlierbeke drückte ihr tröstend die Hand und fuhr fort:

»Sei nicht betrübt, Lenora. Schlug gleich die Hand des Herrn mir tiefe Wunden, so hatte er mir doch auch in seiner Barmherzigkeit den Balsam geschenkt, der sie zu heilen vermochte; ein einziges Lächeln, das aus Deinem anmuthigen Gesichte mir entgegenstrahlte, reichte hin, um aus meiner Brust ein Dankgebet gen Himmel steigen zu lassen. Du wenigstens warst glücklich, und ich hatte mein Gelübde nicht gebrochen.«

»Endlich glaubte ich, daß Gott selbst Jemand auf den Weg geführt habe, um Dich, mein Kind, vor dem nahenden Elende zu erretten. Ein reines Liebesverhältnis bildete sich zwischen Gustav und Dir, eine Heirath schien die Folge dieser Neigungen werden zu müssen. Bei seinem letzten Besuche klagte ich Herrn Denecker den beklagenswerthen Zu»stand meiner Angelegenheiten. Er weigerte sich darauf unwiderruflich, den Wunsch seines Neffen zu erfüllen.

Als ob der Schlag, der meine schönste Hoffnung vernichtete, nicht hinreiche, um mich zu zerschmettern, vernahm ich zu derselben Zeit, daß der Freund, welcher mir 4000 Franken gegen einen Wechsel lieh, mit der Erlaubnis, ihn jährlich zu erneuern, in Deutschland gestorben sei, und daß die Erben die Tilgung der Schuld verlangten. Ich habe die Stadt durchkreuzt, an jeder Freundesthüre geklingelt, Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um diese letzte Schmach abwehren zu können — Alles war vergebens! Morgen wird man vielleicht schon an das Thor unseres Grinselhofs ein Plakat heften, welches nicht allein den Verkauf aller unserer liegenden Güter, auch selbst unseres Hausgeräthes und vieler Dinge, die uns als Andenken lieb und theuer sind, bekannt macht. Unsere eigene Ehre gebietet uns, Alles herbeizubringen, was nur einigermaßen Werth hat, damit der Betrag unserer Schulden erreicht werde. Und wäre uns das Schicksal günstig genug, daß wir Jeden befriedigen könnten, so würde das noch ein großes Glück in unserem Elende sein. — Du lächelst so heiter, Lenora, Freude strahlt aus Deinen Augen, betrübt Dich denn dieses Unglück nicht?«

»Und das ist Alles, was Dich quält, Vater? Weiter Nichts? Du birgst kein Geheimnis mehr in Deinem Herzen?« fragte die Jungfrau.

»Nein, mein Kind, Du weißt nun Alles.«

»Wahrlich,« entgegnete Lenora ernst, »ich weiß, daß ein solcher Schlag von allen anderen Menschen als ein schreckliches Unglück würde betrachtet werden, aber was vermag er auf uns? Warum sprichst Du jetzt selbst so kaltblütig, Vater? Warum scheinst Du, ganz wie ich, gleichgültig gegen die ungünstige Entscheidung des Schicksals?«

»Ach, weil Du mir Vertrauen und Muth in die Seele geflößt hast, Lenora, weil ich nach so langer Entbehrung wieder im vollen Besitze Deiner ganzen Neigung bin, weil Du mir Hoffnung machst, daß Du doch nicht unglücklich sein wirst. Ich weiß, was Du mir antworten wirst, edles Kind, das Gott mir schenkte als Schild gegen alle Leiden. Nun denn, ohne das Haupt zu beugen, will ich dem Unglück entgegen gehen und mich mit Geduld dem Willen Gottes unterwerfen.«

»Aber ach,« fügte er traurig hinzu, »wer weiß, welche Leiden uns noch erwarten! In der Welt umherirren, fern von Freunden und Bekannten und einen verborgenen Aufenthalt suchen und durch unserer Hände Arbeit unsere tägliche Nahrung erwerben müssen — Du weißt nicht, Lenora, wie bitter das Brot der Armuth schmeckt.«

Die Jungfrau zitterte, als sie die Betrübnis wieder wie eine finstere Wolke auf das Antlitz ihres Vaters herabsinken sah. Lebhaft seine Hände ergreifend und ihm tief in die Augen sehend, fragte sie mit bittendem Tone:

»Ach, Vater, laß das Lächeln der Zufriedenheit auf Deinem Antlitz bleiben, sei überzeugt, wir werden glücklich sein. Versetze Dich mit dem Geiste in den Zustand, der uns erwartet; was ist denn so Schreckliches darin? Ich bin in jeder weiblichen Arbeit geschickt, obendrein hinlänglich von Dir unterrichtet, um Andere lehren zu können, was Du mir an Kenntnissen mitgetheilt hast. Ich werde für uns Beide streben und Gott wird meine Arbeit segnen. Siehst Du, Vater, wir wohnen vergessen und allein in einem freundlichen Zimmerchen, friedlich in froher Ruhe des Herzens, stets bei einander, uns liebend, über Schicksal und Unglück erhaben, im Himmel unserer gegenseitigen Aufopferung, im Himmel unendlicher Liebe lebend. Auch mir scheint, als ob die wahre Seligkeit für uns erst beginnen werde, und Du, mein Vater, sollst nun nicht länger trauern, da uns ein Glück winkt, das Wenige auf Erden genießen können.«

Herr van Vlierbeke hatte entzückt seine Tochter angeschaut, und der begeisterte, aber süße Ton ihrer Stimme ihn so gerührt, ihr Muth, dessen edle Beweggründe er durchschaute, ihn dermaßen mit Bewunderung erfüllt, daß tief empfundene Thränen des Glückes aus seinen Augen flossen. Er zog mit der einen Hand Lenora an seine Brust, legte die andere auf ihr Haupt und blickte mit frommem Entzücken gen Himmel. So blieb er sprachlos, den Blick empor zu Gott gerichtet; ein stilles Gebet, ein Segen für sein Kind, «in inniger Dank stieg wie eine heilige Altarflamme aus seinem Herzen empor zu dem Throne Dessen, der ihm seine gute Lenora geschenkt hatte.

VIII.

Genau wie Herr van Vlierbeke Lenora gesagt hatte, wurde ein Paar Tage später die Anzeige des Verkaufs seiner Güter in die Zeitungen gesetzt und in der Stadt und den umliegenden Dörfern angeschlagen.

Die Sache machte ein gewisses Aufsehen und Jeder wunderte sich über die Verarmung des Edelmannes, den man für so reich und habsüchtig gehalten hatte. Da der Verkauf wegen Wegzuges angekündigt worden war, so würde man die wahren Beweggründe nicht errathen haben, hätte sich nicht aus der Stadt die Nachricht verbreitet, daß Herr van Vlierbeke diesen Beschluß nur gefaßt habe, um seine Schulden zu bezahlen, und daß er also verarmt sein müsse; sogar die wahre Ursache seines Unglückes, die Hilfe, welche er seinem Bruder hatte angedeihen lassen, wurde unter den Leuten bekannt, obwohl man die Einzelheiten derselben nicht genau zu erzählen wußte. Seit der Ankündigung hatte sich der Edelmann noch mehr abgesondert, um allen Erklärungen aus dem Wege zu gehen. Er wartete mit Geduld den Zeitpunkt des Verkaufes ab und obwohl ein schmerzliches Gefühl noch oft seinen Geist zu überwältigen drohte, so fand er doch in der unermüdlichen Aufmunterung seiner Tochter die Kraft, um mit einem gewissen Stolze dem unglücklichen Tage entgegenzusehen.

Unterdessen war ihm aus Rom ein Brief von Gustav zugekommen, welcher auch einige Zeilen an seine Tochter enthielt. Der Jüngling erklärte in demselben, daß seine Neigung zu Lenora durch die Abwesenheit noch stärker und inniger geworden sei, und daß er seinen einzigen Trost in der Hoffnung finde, doch dereinst durch die Bande der Ehe mit ihr vereinigt zu werden; auf der anderen Seite war sein Schreiben jedoch nicht so ermuthigend, indem er gleichfalls traurig klagend meldete, daß seine Versuche bei seinem Oheim bis jetzt gänzlich mißlungen seien.

Der Vater hatte die Briefe gleichgültig hingelegt; er verbarg Lenora nicht, daß er keine Hoffnung hinsichtlich einer möglichen Verbindung mit Gustav mehr hege, und rieth ihr, diese unglückliche Liebe zu vergessen, um sich später nicht noch größeren Schmerz zu bereiten.

Lenora selbst war überzeugt, daß sie — jetzt nachdem ihres Vaters Armuth allgemein bekannt geworden — jede Hoffnung aufgeben müsse, und dennoch war es ihr ein so seliges und ermuthigendes Gefühl, zu wissen, daß Gustav sie noch immer liebe, daß er, dessen Bild ihr Herz erfüllte und ihre Träume beseelte, fortwährend an sie denke und ihre Trennung beklage.

Gleich ihm ihren Gelübden treu, sprach sie mitunter seinen Namen in der Einsamkeit aus, mancher Seufzer stieg unter dem Katalpastrauch empor, als vertraue sie ihn dem Winde an, um den Wunsch ihrer Seele nach einem milderen Himmelsstriche zu tragen. Sie wiederholte sich in der Stille Gustav's zärtlichste Bekenntnisse, und in ihren gedankenreichen Spaziergängen, in den schattigen Alleen blieb sie an jedem Orte stehen, wo ein Wort, ein Händedruck, ein Blick von ihm sie je berührt hatte . . .

;Als ob alles Unglück, das das Herz des Edelmannes zu zerschmettern im Stande war, mit einem Schlage auf ihn niederstürzen solle, erhielt er jetzt die Nachricht von dem Tode seines Bruders in Amerika. Der Unglückliche war an einem zehrenden Fieber in den Wildnissen nördlich von der Hudsonsbay gestorben.

Herr van Vlierbeke trauerte einige Tage über den Verlust des geliebten Bruders. Die sich nähernde Entscheidung seines eigenen Schicksales zog ihn jedoch gewaltsam von diesem Gegenstande wieder ab . . .

Endlich erschien der Tag der Auction.

Schon am frühen Morgen stellten sich allerlei Leute auf dem Grinselhofe ein, welche theils aus Neugierde, theils aus Lust zu kaufen, in den Zimmern umherstreiften, das Hausgeräth besahen und den Werth jedes Stückes bei sich feststellten. Der arme Edelmann hatte alle verkäuflichen Gegenstände in den größten Zimmer n aufgestellt. Von seiner Tochter unterstützt, hatte er die ganze vorige Nacht zugebracht, um die meisten Stücke aufzufrischen und herauszuputzen, damit ihr nettes Aeußere die Liebhaber anlocke, gute Preise zu bieten. Diese Fürsorge war ihm nicht von Eigennutz eingegeben worden, denn da der Grundbesitz einige Tage vorher sehr unvortheilhaft war verkauft worden, so hatte er dadurch den Beweis,

daß auf keinen Fall der Gesamtverkauf mehr als den Betrag seiner Schulden einbringen würde. Seine Redlichkeit allein hatte ihn veranlaßt, seine nächtliche Ruhe dem Interesse seiner Gläubiger zu opfern, um ihre Verluste so viel wie möglich zu vermindern.

Wahrscheinlich hatte sich Herr van Vlierbeke vorgenommen, nach diesem Tage nicht mehr auf dem Grinselhofe zu schlafen, denn unter den zum Kaufe ausgestellten Gegenständen konnte man zwei vollständige Betten bemerken, nebst vielen Kleidern, welche ihm und seiner Tochter zugehörten.

Lenora hatte sich schon früh nach dem Pachthofe begeben und verweilte dort in einem Nebenzimmer, bis Alles vorüber sein würde.

Um zehn Uhr war der Saal, wo man ansangen wollte, mit Menschen angefüllt; dort mischten sich Edelleute und vornehme Damen mit alten Kleiderhändlern und zänkischen Trödlerinnen, die aus der Stadt gekommen waren in der Hoffnung, einen guten Kauf zu machen; dort standen Bauen, und schwatzten heimlich und verwundert mit einander über das Unglück des Herrn van Vlierbeke; es waren sogar Leute dort zugegen, welche laut lachten und sich mit allerlei Späßen ergötzten, bis der Notar anfing, die Verkaufsgegenstände vorzulesen.

Eine halbe Stunde später begann der Verkauf.

Der Feldwächter stand als Ausrufer auf einem Tische und der Notar war gerade damit beschäftigt, einen schönen eingelegten Kleiderschrank zu preisen, als Herr van Vlierbeke selbst in den Saal trat und sich neben den Ausrufer stellte.

Sein Erscheinen verursachte eine allgemeine Bewegung unter den Umstehenden, man steckte die Köpfe zusammen, Werte sich ins Ohr und betrachtete den Edelmann mit einer Art von kecker Neugier, zu der sich bei Einigen ein Gefühl des Mitleides mischte, bei den Meisten konnte man jedoch nur Gleichgültigkeit oder Heiterkeit bemerken.

Dieses kränkende Benehmen währte jedoch nur einen Augenblick: das stille würdige Antlitz des Edelmanns flößte ihnen bald Bewunderung ein. Er war allerdings arm und das Unglück hatte ihn, was sein Vermögen betraf, zu Grunde gerichtet, aber aus seinen

Blicken und seinen klaren ruhigen Gesichtszügen strahlte eine freie, muthige Seele, welche durch Widerwärtigkeiten von ihrer Größe und ihrem milden Stolze nichts schien eingebüßt zu haben.

Der Notar setzte mittlerweile die Auction fort und wurde bei dem Anpreisen der Gegenstände durch Herrn von Vlierbeke unterrichtet über ihren Ursprung, ihr Alter und ihren wirklichen Werth.

Der eine oder andere Edelmann der dortigen Gegend, welcher in früheren Zeiten zu Lenora's Vater in freundlichem Verhältnis gestanden hatte, kam zu ihm um mit ihm von seinem Unglück zu reden: er entwich jedoch mit höflichen Worten ihrem neugierigen Trost. Er sprach so ungezwungen, blieb so ganz Herr über sich selbst, daß sie keine Gelegenheit fanden ihm ihr nutzloses Mitleiden zu bezeugen. In seiner Haltung, seinem Betragen, seinem Lächeln, war etwas so Würdiges und Herrschendes, daß ein Jeder mit der größten Achtung wieder von ihm schied.

Mochte indessen auch das Gesicht des Herrn van Vlierbeke ruhig sein, mochten aus seinen Augen eine unverminderte Kraft des Gemüthes und ein hohes Gefühl des eignen Werthes strahlen, so wühlten doch mitunter in seinem Herzen die heftigsten Leiden. Alles was seinen Vorfahren zu»gehört hatte, Gegenstände die das Wappen seines Geschlechts trugen und seit zwei oder drei Jahrhunderten in seinem Hause fromm waren aufbewahrt worden, sah er jetzt für geringe Preise verkaufen und in die Hände der Trödler übergehen. Nach Maaßgabe, wie diese Kleinodien der Erinnerung auf den Tisch gelegt wurden, entrollte sich vor den innern Blicken des Edelmannes, die ganze ruhmwürdige Geschichte seiner Vorfahren und es war ihm ein eben so schmerzliches Gefühl, als ob mit jedem Stücke ein Andenken aus seinem blutenden Herzen gerissen würde. Die Auction war beinah ganz zu Ende, als man die Portraits der ausgezeichneten Männer, welche den Namen: Vlierbeke, getragen hatten, von der Wand nahm und zu versteigern begann. Das erste — das des Helden von St, Quentin — fiel einem alten Trödler zu, für etwas mehr als drei Franken.

Es lag in dem Verkauf der Portraits und in dem lächerlichen Preis der dafür bezahlt wurde, ein so bitterer Spott für den Edelmann, daß

der Schmerz, welcher seine Seele durchzuckte sich zum ersten Male auf seinem Antlitze offenbarte. Er schlug die Augen nieder und versank eine Weile in bittere und muthlose Gedanken, dann hob er wieder den Kopf empor und verließ tief erschüttert den Saal, um nicht bei dem Verkauf der übrigen Bildnisse gegenwärtig zu sein.

Die Sonne hat noch den vierten Theil ihres täglichen Weges zurückzulegen um den westlichen Horizont zu erreichen.

Auf dem Grinselhofe hat eine Todtenstille das lärmende Gewühl der Handelsleute abgelöst: kein Mensch ist mehr in den einsamen Gängen des Gartens sichtbar, das Thor ist verschlossen und Alles zu seiner gewohnten Ruhe zurückgekehrt: man möchte sagen daß hier nichts geschehen sei.

Die Thür von Herrn van Vlierbeke's Wohnung öffnet sich: zwei Personen zeigen sich auf der Schwelle, ein bejahrter Mann und ein junges Mädchen, jedes trägt ein Päcktchen in der Hand und sie scheinen reisefertig zu sein. Es ist schwer in diesen gering gekleideten Leuten Herrn van Vlierbeke und seine Tochter wiederzuerkennen und dennoch sind sie es, obwohl man es nicht vermuthen sollte; man sieht deutlich, daß sie sich bemüht haben nicht bemittelt auszusehen, sondern so bescheiden wie möglich zu erscheinen.

Lenora trägt ein Kleid von dunkelem Kattun, eine Haube und ein kleines viereckiges Halstuch, ihre schönen Locken sind unsichtbar, sei es nun daß die Haube sie bedeckt, oder daß sie unter der Scheere fielen.

Der arme Edelmann trägt einen Leibrock von starkem Tuch, welcher bis an den Hals zugeknöpft ist und eine Mütze mit breitem Schirm, der sein Gesicht beinahe gänzlich verbirgt. Dennoch herrscht eine gewisse Nettigkeit in ihrer Kleidung. Was sie auch gethan haben um ihren vorigen Stand und ihre Abkunft zu verbergen, in ihrem Gange, selbst in der Weise sich zu tragen bleibt etwas Unerklärliches, das deutlich eine ausgezeichnete Erziehung verkündet. Das Gesicht des Vaters ist ruhig, aber man kann nicht darin lesen ob Schmerz, Freude oder Gleichgültigkeit ihn bewegen; Lenora scheint muthig zu sein, obwohl das Verlassen ihres Geburtsortes und der Abschied auf

immer, von dem, was sie seit ihrer Kindheit liebte — von den reich belaubten Bäumen, in deren Schatten sie das erste Gefühl der Liebe in ihrem Herzen empfand — von dem anmuthigen Katalpastrauche, zu dessen Füßen das furchtsame Liebesbekenntnis Gustav's, wie ein himmlisches Wort ihr Ohr berührte . . . Ja sie ist muthig, obwohl dieses feierliche Lebewohl ihre Seele mit Trauer erfüllt; aber sie muß ihren leidenden Vater unterstützen, auf seinem Antlitz, die Bewegungen seines Gemüthes beobachten, wie eine Schildwache sein Herz bewachen, um den Gram, der dasselbige überwältigen will, durch Beweise ihrer Liebe zu verscheuchen, darum ist ihr Blick so hell und so süß, wenn er dem Blick ihres Vaters zu begegnen strebt.

Mit langsamen Schritten gingen Vater und Tochter nach dem Pachthofe, sie traten ein um Abschied von dem Pächter und seiner Frau zu nehmen.

Diese Letztere war allein mit ihrer Magd in einem unteren Zimmer.

»Mutter Beth,« — sagte der Edelmann mit sanftem, weichem Tone, — »wir kommen Euch Lebewohl zu sagen.«—

Die Frau betrachtete sie erschreckt eine Weile, musterte ihre Kleider mit Bestürzung und lief dann die Schürze vor die Äugen haltend, schreiend zur Hinterthür hinaus. Die Magd legte ihren Kopf auf die Fensterbank und begann leicht zu schluchzen, obwohl Lenora zu ihr geeilt war und sie zu trösten suchte.

Gleich darauf kehrte die Pächterin mit ihrem Manne wieder, den sie aus der Scheune geholt hatte.

»Ach, ist es denn wahr, Herr.« sagte der Pächter mit erstickter Stimme, — »Ihr verlaßt den Grinselhof, und wir werden Euch nie wiedersehen.«

»Nun gute Mutter Beth,« — antwortete der Edelmann, indem er ihre Hand nahm, — »weint darum nicht, Ihr seht, daß wir unser Schicksal mit Geduld tragen.«

Die Frau hob den Kopf empor, warf wieder einen Blick auf die Kleider ihrer vorigen Gebieter und fing dann noch heftiger an zu weinen. Der Pächter stand einen Augenblick da, den Blick auf den Boden geheftet. Plötzlich sagte er entschlossen zu dem Edelmann:

»Herr, ich bitte Euch, erlaubt mir doch einige Worte mit Euch allein zu reden.« . Herr van Vlierbeke folgte ihm in ein anderes Gemach. Der Pächter machte die Thüren zu und fragte schüchterne

»Gnädiger Herr, ich wage kaum zu sagen was meine Bitte ist: wollt Ihr sie mir vergeben, wenn sie Euch mißfällt?«

»Sprecht frei heraus, Freund!« antwortete der Edelmann mit gütigem Lächeln. »Seht Herr,« — stammelte der Landmann gerührt, — »Alles was ich erworben habe verdanke ich Euch. Als ich mich mit meiner Beth verheirathete, hatten wir Nichts und Ihr habt uns auf diesem Hofe gegen ein geringes Pachtgeld aufgenommen. Es ist uns mit Gottes Gnade und unter Eurem Schutze gut gegangen. Ihr aber, unser Wohlthäter, habt dagegen Unglück gehabt und zieht fort. Gott der Herr, weiß wohin! Vielleicht um Armuth und Mangel zu leiden, das darf doch nicht geschehen; ich würde es mir mein Lebelang vorwerfen und mich darüber grämen! Ach, Alles was ich besitze, steht Euch zu Diensten . . . «

Herr van Vlierbeke drückte zitternd des Pächters Hand und sagte tief ergriffen:

»Ihr seid ein braver Mann; ich bin glücklich daß ich mich Eurer annahm; aber gebt Euer Vorhaben auf, mein Freund; behaltet was Ihr im Schweiß Eueres Angesichts gewannet. Seid nicht besorgt um uns; wir werden mit Gottes Hilfe schon ein leidliches Unterkommen finden.«

»Ach Herr!« — bat der Pächter — »verweigert meine geringe Hilft nicht.« Er öffnete eine Lade und zeigte ein Häuschen Silbergeld.

»Seht,« — sagte er, — »dies ist noch nicht der hundertste Theil von dem Guten, das Ihr uns erwiesen. Erzeigt mir die Gnade, die ich mir von Eurer Großmuth erbitte. Nehmt dieses Geld; wenn es Euch einen einzigen Schmerz erspart, werde ich Gott zeitlebens dafür dankbar sein.«

Thränen der Rührung strömten aus den Augen des Edelmannes. Er sagte tief bewegt:

»Habe Dank, mein guter Freund; ich muß es ablehnen; jeder weitere Versuch ist nutzlos. Laßt uns dies Zimmer verlassen.«

»Aber Herr,« — rief der Pächter verzweifelnd — »wo geht Ihr hin? Um Gotteswillen sagt es mir!«

»Es ist unmöglich,« — antwortete Herr van Vlierbeke — »ich weiß es selbst nicht. Und wüßte ich es, so würde ich es doch aus Vorsicht verschweigen.«

Er hatte diese Worte noch nicht ganz gesagt, als er schon wieder in das andere Zimmer trat. Hier fand er Alle, selbst Lenora, in Thränen aufgelöst. Die Jungfrau hing am Halse der Pächterin, während die Magd ihr weinend die Hand küßte.

Der Edelmann begriff, daß diesem schmerzlichen Schauspiel ein Ende gemacht werden müsse. Er sagte mit tiefem Nachdruck einige Worte zu seiner Tochter, welche sich nun aus ihrem Schmerze aufraffte. Sie drückten einander nochmals fieberhaft die Hand und gaben sich den Abschiedskuß — dann nahmen der Vater und die Tochter ihre Päcktchen und gingen über die Brücke des Grinselhofes nach der Haide zu.

Lange sahen die Leute des Hofes ihnen weinend nach, bis sie hinter einigen Eichen verschwanden. Stumm hatte Herr van Vlierbeke den Haideweg eingeschlagen bis er zu einer Anhöhe gelangte, hinter welcher ein dichter Tannenwald den Horizont begrenzte. Er wußte, daß, sobald er die Straße durch das Gehölz einschlüge, der Grinselhof ihm nicht mehr sichtbar sein würde.

Hier blieb er stehen und wandte sich langsam um. Noch ein Mal warf er den Blick auf das Landgut, wo seiner Vorfahren und seine Wiege gestanden hatte.

Was jetzt in seiner Seele vorging mußte peinlich sein, denn Lenora sah ihn zitternd an; dennoch fühlte sie nicht die Kraft ihn in diesem ernsten Traume zu stören.

Endlich fielen zwei helle Thränen aus den Augen des erschütterten Edelmannes. — Lenora umfing ihn, küßte sie ihm von den Wangen und zog ihn unter tröstlichen Worten, mit der Hand in den Wald.

Bald darauf verschwanden sie in dem Wege der sich durch den dunkeln Schooß des Waldes schlängelte.

IX.

IX. (3s waren kaum acht Tage, seit Herrn van Vlierbeke's Fortzug verflossen, als ein Brief aus Italien für ihn eintraf. Der Postbote fragte den Pächter, wo der vorige Eigenthümer des Grinselhofes seinen Aufenthalt genommen, konnte aber durchaus nichts Näheres erfahren, da Niemand wußte wohin sich der Edelmann und seine Tochter begeben hatten, Ebenso ward der Notar vergeblich darum befragt.

Man legte das Schreiben nebst drei oder vier anderen, welche später gleichfalls aus Italien für ihn ankamen, auf dem Postamte nieder und kein Mensch bekümmerte sich weiter um das Schicksal des armen Edelmannes, als allein der Pächter des Grinselhofes. der jeden Freitag auf dem Markte die Leute aus anderen Dörfern unaufhörlich fragte, ob sie seinen alten Herrn nicht gesehen hätten, aber Niemand wußte ihm etwa« darüber mitzutheilen.

Fast vier Monate waren vergangen; da hielt eines Morgens ein reicher Reisewagen vor der Wohnung des Notarius.

Die Thür wurde geöffnet. Ein junger Mann in Reisekleidern sprang aus der Kutsche und eilte mit hastigen Schritten in das Haus.

»Der Herr Notar?« sagte er ungeduldig zu dem Diener, aber dieser entschuldigte seinen Herrn, der erst nach einigen Augenblicken zu sprechen sei, worauf er den Fremden in ein Zimmer führte, ihm einen Sessel hinschob, etwas zu warten bat und darauf das Gemach verließ.

Der junge Mann schien sehr verdrießlich über diesen Aufschub zu sein und setzte sich murrend in den Lehnstuhl. Traurigkeit überzog sein Antlitz; er blickte auf den Boden und schien in tiefe Gedanken zu versinken. Allmälig erhellten sich seine Züge wieder, ein heiteres Lächeln spielte um seine Lippen, er hob den Kopf empor und sagte freudig und feurig zu sich selbst:

»Ach! wie pocht mir das Herz vor Verlangen! Wie ist doch die Hoffnung so süß, die Sicherheit, daß ich sie heute noch wiedersehen werde, ihr heute noch die Belohnung für ihre Treue, die Vergütung der sechsmonatlichen Leiden schenken könne und vor ihr knieend

ausrufen: Lenora, Lenora, meine süße Braut, hier ist die Einwilligung zu unserer Verbindung! Ich bringe Dir Reichthum! Liebe! Seligkeit! Ich kehre zurück mit dem Willen und der Macht, Deines Vaters Alter zu erfreuen, mit Euch Beiden in dem versprochenen Himmel zu leben. O, Geliebte, drücke mich frei in Deine Arme, empfange meinen Kuß, ich bin Dein Bräutigam, Nichts auf Erden kann uns trennen! O komme! Eine einzige Umarmung, ein ewiges Band umschließe den Vater und seine Kinder, — Ach, ja, ich fühle es, daß unsere Seelen Eins werden in einem Verlangen, in einer Empfindung der Liebe! Dank, Dank o Gott.«

Während dieser Worte hatten ihn die Vorspiegelungen seiner Phantasie ganz der Gegenwart entrückt, er war vom Stuhl aufgestanden, um sich so frei zu bewegen, wie sein aufgeregtes Herz es forderte

. Ein Geräusch, das er an der Thür des Zimmers zu vernehmen glaubte, führte ihn wieder zu der Wirklichkeit zurück, er bezwang seine Aufregung und nahm einen ruhigern Ausdruck an, obwohl das heitre Lächeln noch auf seinem Gesichte zurückblieb.

Nach einigen Augenblicken versank er wieder in tiefes Nachsinnen, ein anderes Gefühl stieg wahrscheinlich in seinem Herzen auf, denn ein leichtes Zittern schien ihn zu ergreifen und Angst zeigte sich in seinen Mienen.

»Aber, wenn ich mich täuschte,« seufzte er, »man ließ meinen Brief unbeantwortet, mau blieb also gefühllos gegen meine Bitten, selbst gegen meine Thränen? Und wenn Lenora . . . ?«

Er stand eine Weile unbeweglich, die Hand an die Stirn gedrückt, plötzlich aber verwarf er den finstren Gedanken wieder und rief mit begeisterter Ueberzeugung:

»Fort, fort mit diesem Mißtrauen, das wie eine Schlange in meinen Busen schlüpfen will. Lenora mich vergessen, mich verstoßen? Nein, nein, das ist unmöglich! Hat sie nicht gesagt unsere Liebe sei ewig und unvertilgbar, kann Lenora's Mund lügen? Kann ein Herz, wie das ihre, untreu werden und verrathen? O, schweige, schweige, du lästerst.«

Kaum war dieses letzte Wort seiner Brust mit Kraft entflohen, als sich die Thüre des Gemaches öffnete. Der Jüngling verbarg seine Bewegung und ging dem Notar entgegen. Dieser trat mit einem Amtsgesicht in das Zimmer, bereit seine Worte und Gebärden nach dem Range seines Besuches abzumessen. Kaum hatte er jedoch den jungen Mann erkannt, als sich ein zutrauliches Lächeln der Freundschaft auf seinem Antlitz zeigte, er mit offenen Armen auf ihn zuging und zu ihm sagte:

»Willkommen, willkommen, Herr Gustav, ich erwartete Sie schon seit einigen Tagen und bin sehr erfreut Sie wiederzusehen. Ohne Zweifel werden wir einige wichtige Angelegenheiten mit einander zu ordnen haben: ich danke Ihnen für das Vertrauen, das Sie mir schenken. — Und wie steht es nun eigentlich mit der Hinterlassenschaft? Ist ein Testament vorhanden?«

Eine bestimmte Erinnerung schien Gustav traurig zu machen. Während er seine Brieftasche herausnahm, überzog sein Gesicht der Ausdruck wahren Schmerzes. Der Notar bemerkte es und sagte:

»Ihr Verlust betrübt mich sehr, mein Herr! Ihr wackerer Oheim war mein Freund, und ich beklage ihn mehr als jeden Andern. Fern von seinem Vaterlande rief ihn Gott ab. Es ist ein großes Unglück, aber der Menschen Schicksal ist einmal so, wir müssen uns trösten mit dem Gedanken, daß wir Alle sterblich sind. Ihr Oheim hatte Sie außerordentlich lieb, mein Herr, ohne Zweifel hat er Sie in seinen letzten Verfügungen nicht vergessen.«

»Haben Sie die Güte, sich selbst zu überzeugen wie er mich liebte,« sägte Gustav und legte einige Documente auf den Tisch.

Der Notar durchlief die Papiere; was er las schien ihn zu überraschen, denn in seinem Gesichte zeigte sich eine Art von frohem Erstaunen. Gustav saß unterdessen mit gesenktem Haupte da und blickte zu Boden, doch bewegte er sich unruhig hin und her, als ob eine heftige Ungeduld sich seiner bemächtigt habe.

Nach einigen Augenblicken stand der Notar von seinem Stuhle auf und sagte mit sehr ehrerbietigem Tone:

»Erlauben Sie mir, Ihnen Glück zu wünschen, Herr Denecker, diese Papiere sind unangreifbar und in vollster, gesetzlicher Ordnung.

Universalerbe! Aber wissen Sie auch Alles mein Herr? Sie besitzen mehr als eine Million.«

»Wir wollen ein ander Mal ausführlicher darüber reden,« fiel ihm Gustav ungeduldig in das Wort, »ich fuhr unmittelbar bei Ihnen vor, weil ich Ihre Gefälligkeit um einen Dienst bitten wollte.«

»Sie haben zu befehlen.«

»Sie sind der Notar des Herrn van Vlierbeke?«

»Zu dienen.«

»Durch meinen seligen Oheim vernahm ich, daß Herr van Vlierbeke verarmte; ich habe Gründe zu wünschen ihn von diesem Unglücke zu erlösen.«

»Ich denke mir, mein Herr,« entgegnete der Notarius, »daß Sie eine Wohlthat üben wollen; sie kann nicht besser angewandt werden. Ich weiß wie Herr van Vlierbeke in das Elend gerieth und was er gelitten hat; er ist ein Opfer seines Edelmuths und seiner Redlichkeit. Vielleicht hat er diese Tugenden bis zur Thorheit getrieben; jedenfalls aber verdient er ein besseres Loos.«

»Nun denn, Herr Notarius, ich bitte Sie um die Güte, mir bis ans das Geringste mitzutheilen, was geschehen muß, um Herrn van Vlierbeke zu helfen, ohne sein Ehrgefühl zu verletzen. Es existiert unter andern ein Schuldbrief von 4000 Franken, zum Besten der van Hoogebaen'schen Familie. Diesen Schuldbrief muß ich sogleich besitzen und sollte er um das Zehnfache seines Wertches angekauft werden müssen.«

Mit sichtbarem Erstaunen und ohne zu antworten betrachtete der Notar den Herrn Denecker und dieser fragte ängstlich:

»Warum erschreck! Sie mein Verlangen? Sie machen mich zittern.«

»Ich begreife Ihre Angst nicht, aber ich denke mir, daß das, was ich Ihnen mitzutheilen habe, Sie tief betrüben wird; ich wage kaum zu reden. Ist meine Vermuthung begründet, so beklage ich Sie mit Recht, mein Herr.«

»Gott, was sagen Sie,« rief Gustav erschreckt, »erklären Sie sich, hat der Tod den Grinselhof heimgesucht? Ist die einzige Hoffnung meines Lebens vernichtet?«

»Nein, nein,« rief der Notarius rasch, »zittern Sie nicht, Beide leben noch, aber ein großes Unglück hat sie betroffen.«

»Was ist es?« seufzte der Jüngling mit fieberhafter Angst.«

»Beruhigen Sie sich,« entgegnete der Notarius, »setzen Sie sich und hören Sie mich an, mein Herr. Es ist so schlimm nicht wie Sie meinen, da Ihr Reichthum auf jeden Fall dies Elend zu mindern vermag.«v

»Ach, Gott sei Dank,« rief Gustav erfreut, »aber ich beschwöre Sie, Herr Notarius, eilen Sie, beruhigen Sie mich, Ihre Langsamkeit peinigt mich unbarmherzig,«

»So wissen Sie denn, daß der Schuldbrief während Ihrer Abwesenheit verfiel. Herr van Vlierbeke versuchte Monate lang vergeblich, das nöthige Geld zu finden, um ihn bezahlen zu können. Auf der andern Seite waren seine Güter mit den schwersten Hypotheken überladen. Um der Schmach eines gerichtlichen Verkaufes zu entgehen, hat er seine Immobilien und Mobilien öffentlich verauctioniren lassen. Der Ertrag erreichte beinahe die Summe seiner Schulden und Jeder ist zufrieden gewesen mildem edlen und redlichen Betragen des Herrn van Vlierbeke, der sich selbst lieber in das äußerste Elend stürzte, um seinem Namen keine Schande zu machen.«

»Also bewohnt Herr van Vlierbeke sein väterliches Erbgut jetzt als Miether?«

»Keinesweges, er hat es verlassen.«

»Und wo hält er sich jetzt auf, ich muß ihn sehen und sprechen, ehe noch der Tag zu Ende ist.«

»Ich weiß es nicht.«

»Wie, Sie wissen es nicht?«

»Kein Mensch weiß es, sie sind aus dieser Provinz verschwunden, ohne irgend Jemandem Ihre Absicht mitzutheilen.«

»Himmel, was sagen Sie,« rief Gustav mit dem tiefsten Schreck, »wie? ich soll noch länger von ihr getrennt bleiben , nicht wissen, was aus ihr geworden ist . . . ! Ach, ich zittere und eine gräßliche Angst

befällt mich. Sie können mir also ihren Wohnort nicht sagen? Niemand, Niemand weiß, wo sie sind?«

»Niemand,« wiederholte der Notarius. »Noch am Abend der Auction ist Herr van Vlierbeke zu Fuß von dem Grinselhofe weggegangen und hat einen ungewissen Weg über die Haide eingeschlagen. Seitdem habe ich mich mehrere Male bemüht seinen Aufenthalt zu erforschen, aber immer vergeblich.«

Diese traurige Nachricht erschüttert den Jüngling tief. Er erbleichte sichtbar, krampfhaft bedeckte er sein Antlitz mit den Händen, als wolle er zwei Thränen verbergen, die aus seinen Augen rollten. Was der Notar ihm früher über das Unglück von Lenora's Vater mitgetheilt, wie schmerzlich es auf immer für sein Gefühl sein mochte, hatte ihn nicht so erschüttert, weil er ihre Armuth bereits kannte; aber die Gewißheit, die Geliebte nicht gleich wiedersehen und sie aus ihrem Elende retten zu können, erfüllte sein Herz mit tödtlichem Gram, während die Unsicherheit über ihr Schicksal ihn noch größeres Unglück befürchten ließ.

Der Notar betrachtete schweigend den Jüngling und zuckte mitunter die Achseln mit einem eigenthümlichen Aus»druck des Mitleids auf dem Gesichte. Endlich sagte er tröstend zu ihm:

»Sie sind jung, mein Herr, und nach der Weise der Jugend übertreiben Sie Freude und Schmerz; Ihre Verzweiflung hat keinen Grund, in der Zeit in der wir leben ist es so leicht die Leute zu entdecken. die man aufsuchen lassen will. Mit Geld und Thätigkeit ist man fast sicher, binnen wenigen Tagen über den Aufenthalt des Herrn van Vlierbeke Nachrichten zu bekommen, selbst wenn er in einem fremden Land wohnte; wollen Sie mir diesen Auftrag geben, so will ich weder Mühe noch Zeit sparen, um Ihnen sobald wie nöthig befriedigende Mittheilungen machen zu können.«

»Ich meinerseits, will die ausgedehnte Correspondenz unsers Handelshauses benutzen und rastlos versuchen sie zu entdecken, müßte ich selbst deswegen große Reisen unternehmen.«

»Fassen Sie also Muth, Herr Denecker,« sagte der Notar, »ich zweifle nicht, daß wir binnen Kurzem unser Ziel er»reichen. Jetzt da Sie von meiner Bereitwilligkeit überzeugt sind, wird es mir angenehm

sein, wenn Sie mir erlaubten ruhig und ernst einige Worte an Sie richten zu dürfen. Ich habe kein Recht Sie über Ihre Pläne zu befragen und noch weniger mir einzubilden, daß dieselben nicht höchst achtungswerth seien. — Ihre Absicht ist also, sich mit Fräulein Lenora zu verheirathen.«

»Mein unabänderlicher Entschluß,« antwortete der Jüngling.

»Unabänderlich,« entgegnete der Notarius, »wohl denn! Aber das Vertrauen, daß Ihr geehrter Oheim mir stets schenkte und mein Amt als Notarius und Rathgeber machen es mir zur Pflicht, Ihnen ruhig zu entwickeln, was Sie zu tun im Begriff sind. Sie sind Millionär, Sie führen einen Namen, der allein an der Börse ein ansehnliches Capital werth ist, Herr van Vlierbeke besitzt Nichts, seine Armuth ist Jedem bekannt und möge die Welt ungerecht handeln oder nicht, sie verurtheilt den herabgekommenen Edelmann zu Schmach und Verachtung. Mit Ihrem Vermögen, Ihrer Jugend, Ihrem Aeußeren können Sie die Hand einer sehr reichen Erbin erhalten und Ihren Besitz verdoppeln . . . «

»Gustav hatte zuerst diese Worte mit peinlicher Geduld angehört, bald aber jedoch die Augen von dem Notarius abgewandt, um an andere Dinge zu denken; plötzlich wandte er sich um und unterbrach ihn mit hastigem Ton.

»Es ist gut, Sie thun Ihre Pflicht, ich danke Ihnen; genug davon: aber sagen Sie mir, wem gehört jetzt der Grinselhof?«

Der Notar schien etwas verletzt über die Unterbrechung seiner Rede und den wenigen Eindruck seines Rathes, doch verbarg er seinen Aerger hinter einem feinen Lächeln und antwortete:

»Ich sehe, daß Sie den festen Entschluß gefaßt haben, handeln Sie also nach Ihrem Willen; die Besitzer der Hypotheken haben den Grinselhof behalten, weil er unter dem Werthe wegging.«

»Wer bewohnt ihn jetzt?«

»Er ist unbewohnt geblieben; während des Winters zieht Niemand hinaus.«

»Man könnte ihn also von den Eigenthümern übernehmen.«

»Gewiß! Ich habe selbst Befehl ihn unter der Hand zu verkaufen, gegen den Werth der Hypotheken.«

»Der Grinselhof gehört also mir, Herr Notar; haben Sie die Güte, die Eigenthümer sogleich davon zu benachrichtigen.«

»Sehr wohl, mein Herr, betrachten Sie den Grinselhof von jetzt an als Ihr Eigenthum. Wenn Sie unterdessen Lust haben das Landgut zu besehen, so finden Sie die Schlüssel bei dem Pächter.«

Gustav nahm den Hut, um sich von dem Notarius zu verabschieden; er drückte ihn mit wahrer Freundschaft die Hand und sagte:

»Ich bin müde und bedarf der Ruhe: mein Gemüth ist zu sehr erschüttert worden durch die traurige Nachricht. Leben Sie daher wohl, Herr Notarius, und haben Sie die Güte Ihr Versprechen sogleich zu erfüllen; meine Dankbarkeit wird größer sein als Sie glauben. Leben Sie wohl, bis morgen.«

Mit betrübtem Herzen verließ Gustav das Haus des Notarius, um in der Einsamkeit über den harten Schlag, der ihn so schnell getroffen hatte, zu trauern.

X.

Aber zauberische Lenz hat schon lange das traurige Winterkleid von der Erde genommen und alle Geschöpfe zu neuem Leben und neuen Kräften ausgerufen. Auch der Grinselhof strahlt wieder in seiner wilden und freien Pracht: die stattlichen Eichen entfalten ihr Laub, die Alpenrose steht in voller Blüthe, die Syringasträuche füllen die Luft mit süßen Düften, die Maikäfer schwärmen und brummen in den Gebüschen, die jugendliche Sonne gießt ihr mildes Feuer auf die zarten Blätter aus.

Auf dem Grinselhof scheint Nichts sich geändert zu haben: Seine Gänge sind noch ebenso einsam und es herrscht noch immer dieselbe tödtliche Stille in seinen Gebüschen, um die Wohnung herum ist jedoch mehr Bewegung und Leben. Dort sieht man zwei Knechte einen kostbaren Wagen mit Wasser begießen und von Staub und Schmutz reinigen, und hört Wiehern und Stampfen im Stalle. Ein junges Mädchen steht auf der Schwelle und schwatzt und lacht mit den Knechten. Plötzlich erklingen drinnen im Hause die Töne eines silbernen Tischglöckchens, das Mädchen läuft hinein, indem es ängstlich ruft:

»Himmel, der Herr verlangt sein Frühstück und es ist noch Nichts fertig.«

Dennoch steigt es nach kurzer Zeit die Treppe hinauf und trägt das Frühstück auf einem prächtigen Theebrette in den obern Saal, wo es dasselbe vor Jemand hinsetzt, der dort, den Kopf mit den Händen gestützt, schweigend und nachdenkend sitzt.

Der Herr erwacht aus seinem Nachsinnen und genießt das Frühstück, jedoch mit großer Zerstreutheit, er scheint nicht zu wissen, was er eigentlich thut.

Die Mobilien, welche den Saal schmücken, sind sehr eigenthümlich. Während einige derselben sich durch Reichthum und Feinheit auszeichnen und als Erzeugnisse des neuesten Geschmackes erscheinen, stehen auch Sessel und Schränke dort, deren dunkelbraune Farbe und sorgfältig geschnitzte Façon ein hohes Alter

andeuten; einigen Gegenständen sieht man sogar deutlich an, daß zwei bis drei Jahrhunderte vergeblich ihren Einfluß auf sie geübt haben. An den Wänden hängen viele verräucherte Gemälde, deren goldene mit Staub und Schmutz bedeckte Rahmen ganz ihren Glanz verloren haben; es sind Portraits von Staatsmännern, Aebten und Prälaten.

Diese Bildnisse tragen das Wappen des Herrn van Vlierbeke und andere Gegenstände sind ebenfalls mit dem»selben gezeichnet. Kurz, jeder weiß, daß man eine öffentlich« Auction auf dem Grinselhof hielt, wo Alles, was Herrn van Vlierbeke gehörte, an die verschiedenartigsten Leute verkauft worden war. Wie mag es nun gekommen sein, daß dies Gegenstände an den Ort zurückgekehrt sind, den sie auf ewig schienen verlassen zu haben?

Der Herr steht, noch immer zerstreut, vom Stuhle auf, geht mit langsamen Schritten im Saale auf und ab, besieht die Bildnisse mit schmerzlichen Blicken, geht wieder fort, hält die Hand vor die Augen, um noch ungestörter nachzusinnen und nähert sich dann einem altmodischen Kästchen, das auf einem Ecktischchen steht. Er öffnet dasselbe und nimmt einige an Werth unbedeutende Sachen heraus, ein Paar goldene Ohrglöckchen und eine Halsschnur von rochen Korallen. Diese Gegenstände betrachtet er lange mit süßem, aber traurigem Lächeln; ein tiefer Seufzer entschlüpft seiner Brust, klagend blickt er zum Himmel und legt dann die Schmucksachen wieder in das Kästchen zurück.

Darauf geht er durch den Saal, die Treppe hinunter in den Hof.

Seine Knechte und Mägde grüßen ihn im Vorübergehen, er beantwortet stumm ihren Gruß und verschwindet in den dunkelsten Gängen des Gartens.

Vor einem wilden Kastanienbaume bleibt er stehen und schlägt die Arme über die Brust zusammen; seine Lippen bilden unverständliche Worte, allmälig wird jedoch seine Stimme hörbar, er seufzt mit traurigem Ton:

»Hier ist es, wo zum ersten Mal das Geständnis ihren jungfräulichen Lippen entschlüpfte; die Röche der Schaam färbte ihre Stirn, sie schlug ihren Blick schüchtern zu Boden, ihre süße Stimme

murmelte das heilig Wort und ich, gerührt, fortgerissen von unendlicher Seligkeit, stand stumm und zitternd neben ihr, als ob die Größe meines Glückes mich erschreckte. O, Du, dessen Laut so oft ihre süße Stimme vernahm, Du, der Zeuge unserer reinen Empfindung! Der Lenz hat wieder Deine Krone mit jungen Blättern geschmückt, aber an Deinem Fuße waltet weder Freude noch Tröstung mehr, die klagenden Seufzer eines gequälten Herzens steigen allein zu Deinem Laube empor; Alles ist traurig und still; sie, die durch ihre Anwesenheit Deine Einsamkeit belebte, ist fort: wir haben ihn verloren den Engel, der durch ein einziges Wort diesen Platz zu einem schönen Himmel um»wandeln konnte und Freude, Trost und Seligkeit rings um sich verbreitete, wie eine Sonne des Lichtes und des Lebensglückes . . . Ach, er hat uns verlassen, dieser Geist der Liebe! Nichts, nichts mehr als die Erinnerung!«

Nach einigem Stillschweigen schlug er langsam einen andern Pfad ein und irrte im Gebüsch umher. Von Zeit zu Zeit blieb er bei Gegenständen stehen, welche als Zeuge früherer Erlebnisse ihm theuer waren und zu ihm redeten von ihr, die er so tief betrauerte. Am Rande des Weihers betrachtete er mit ungewissem Blick das Gewimmel der spielenden Goldfische, längs den breiten Gängen sah er mit liebreichem Gefühl auf die Nelken, die sie so mütterlich aufzog und pflegte.

So gab er sich seinen Erinnerungen hin und klagte sein Weh Allem, was sie gekannt hatte oder von ihr geliebt worden war, bis er endlich ermüdet und muthlos sich unter dem Katalpastrauche auf einen Stuhl warf. Lange saß er dort in Schmerz versunken, da kam die Pächterin mit einem Buche auf ihn zu und sagte froh:

»Herr, hier ist ein Buch, in welchem Fräulein Lenora zu lesen pflegte. Mein Mann hat gestern auf dem Markte den Bauer wieder erkannt, der es in der Auction kaufte und ist mit ihm nach Hause gegangen, um es zu holen; es muß ein artiges Buch sein und wenn es nicht von unserem Fräulein käme, so würde ich es nicht um alles Geld der Welt anfassen, denn mein Mann sagt, daß es Lucifer heiße.«

Während die Pächterin diese Worte sprach, hatte der Herr das Buch mit inniger Freude angenommen und durchblätterte es jetzt, ohne

scheinbar auf das zu achten , was die Pächterin zu ihm sagte. Endlich hob er den Kopf empor und sagte mit freundlichem Lächeln:

»Habt Dank für Eure gütige Sorgfalt, Frau Jans, Ihr wißt gar nicht, wie sehr es mich freut, wenn ich etwas wieder bekomme, was Eurer Herrin zugehört hat: seid überzeugt, daß ich Eure Bereitwilligkeit nie vergessen werde.«

Nach diesen Worten sah er wieder in das Buch und schien aufmerksam darin zu lesen. Die Pächterin entfernte sich jedoch nicht und sagte mit betrübtem Ton:

»Erlaubt mir, Herr, Euch zu fragen, ob Ihr noch keine Nachricht über das Fräulein bekommen habt.«

Der Herr schüttelte den Kopf und antwortete:

»Ach nicht die geringste: alle Bemühungen sind vergeblich.«

»Das ist doch sehr unglücklich, Herr,« klagte die Frau, »Gott weiß es, wo sie jetzt ist und was sie leidet; sie sagte mir als sie fortging, daß sie für ihren Vater arbeiten wolle. Ach, um sich mit eigenen Händen sein Brot zu gewinnen, muß nun von Klein auf gearbeitet haben. Wem ich daran denke, zerreißt es mir das Herz, — unser gutes Fräulein, das vielleicht jetzt Andern dienen und wie eine arme Sclavin um ein Bisschen Brot arbeiten muß. — Ich habe auch gedient, Herr, und weiß es, was es heißen will vom Morgen bis Abend zu arbeiten — und so schön, so gebildet und so liebenswürdig, so wohlthätig! — es ist doch zu arg, ich kann meine Thränen nicht zurückhalten, wenn ich an sie denke . . . «

Sie fing an zu weinen und wischte sich die Thränen aus den Augen. Von de»tiefgefühlten Tone ihrer Stimme gerührt, sah der Herr still vor sich hin, die Frau fuhr mit erstickter Stimme fort:

»Und jetzt, wo sie so glücklich sein könnte und wieder Herrin werden von dem Grinselhof und den übrigen Gütern, wo sie geboren und aufgewachsen ist; jetzt, wo Herr van Vlierbeke ohne Verdrießlichkeiten seine alten Tage ruhig verleben könnte; jetzt irren sie vielleicht in der Welt umher, arm und von Jedermann verlassen. Ach, Herr, es ist doch zu bitter, wenn man seine Wohlthäter so unglücklich weiß und Nichts thun kann, um ihnen zu helfen, als Gott bitten und auf seine Barmherzigkeit hoffen.«

Ohne es zu wissen, hatte die einfache Frau die gefühlvollsten Saiten in dem Herzen ihres neuen Herrn berührt und ihn auf das Tiefste erschüttert; sie bemerkte jetzt erst, daß stille Thränen aus seinen Augen strömten und er die Hände krampfhaft rang, mit dem Ausdruck schmerzlicher Verzweiflung. Mit einer gewissen Angst sagte sie:

»Verzeiht mir, Herr, daß ich Euch so bittern Schmerz zugefügt habe, mein Herz ist zu voll davon, es läuft über und ich rede, ohne beinahe zu wissen, was; wenn ich Unrecht gethan habe, so seid Ihr doch viel zu gut um mir zu zürnen, weil ich unser Fräulein liebe und über sein Unglück traurig bin; hat der gnädige Herr mir Nichts zu befehlen?«

Sie wollte fortgehen, aber der Herr hob den Kopf und sagte, seinen Schmerz unterdrückend, tief gerührt:

»Ich Euch böse sein, Frau Jans, weil Ihr mir Eure Liebe zu Lenora ausschüttet, nein, mein Herz segnet Euch dafür. Die Thränen, die Ihr meinen Augen entlockt, thun mir wohl; denn, liebe Frau, ich leide schrecklich und bin unglücklich: das Leben wird mir zur Last und wollte der barmherzige Gott mich von der Erde rufen, ich stürbe mit Freuden. Alle Hoffnung, sie noch auf Erden zu sehen verschwindet in meiner Brust, vielleicht erwartet mich Lenora oben im Himmel.«

Ach, Herr, Herr, was sagt Ihr da,« — rief die Pächterin ängstlich, — »das kann doch nicht sein.«

»Ihr trauert Frau, Ihr weint mitunter Thränen um Ihretwillen,« — fuhr der Herr fort, ohne auf ihre Ausrufung zu achten, — »aber begreift Ihr denn nicht, wie meine Seele von Reue und Schmerz leidet, wie kein einziger Augenblick in meinem Leben vorübergeht, ohne daß eine neue Quaal mein Herz zerreißt. Acht Monate lang von Gott als die höchste Gunst erbeten zu haben, sie mein Braut nennen zu dürfen, sie wieder zu sehen, alle Hindernisse zu besiegen, sie glücklich machen zu können, endlich vor Freude und Entzücken fast den Verstand zu verlieren, nach ihrem Vaterlande eilen mit Blitzesschnelle und nun statt aller Belohnung, Nichts, als die trostloseste Einsamkeit finden . . . wissen, daß sie arm ist und vielleicht der Schaam und dem Mangel unterliegt, — wissen, daß

meine geliebte, meine edle Lenora unglücklich ist und sie nicht aus der Erniedrigung emporheben können; — die Tage ihres Leidens in ohnmächtiger Verzweiflung aufzählen müssen und ach, selbst nicht einmal darüber beruhiget sein, daß der Schmerz sie noch nicht getödtet habe!«

Die tiefste Stille folgte auf diesen heftigen Ausbruch des Schmerzes. Die Pächterin stand mit gesenktem Auge da und war tief gerührt, nach einigen Augenblicke sagte sie mit tröstendem Ton:

»Ach, ich begreife Eure tiefen Leiden wohl, Herr! Wer weiß aber ob nicht plötzlich unerwartet eine Nachricht von dem Fräulein kommt. Gott ist gut, er wird unsere Gebete erhören und dann wird die Freude über ihre Rückkehr uns alle Schmerzen vergessen machen.«

»Möge Eure Hoffnung sich verwirklichen, liebe Frau, aber es ist jetzt bereits mehr, als sieben Monate, daß sie fortgezogen, mehr als drei Monate, daß Hunderte von Menschen den Befehl haben nach ihnen zu forschen, daß in allen Städten Versuche gemacht werden, sie zu entdecken und bis jetzt auch nicht die geringste Nachricht, nicht das geringste Zeichen, daß sie leben, daß sie noch auf Erden sind! Mein Verstand sagt mir auch, daß ich nicht verzweifeln soll, aber mein ungeduldiges, blutendes Herz peitscht mich mit dem Unglück und ruft mir zu, daß ich sie auf immer verloren habe. Auf ewig!«

Er stand auf und verließ den Katalpabusch um sich von der Pächterin zu entfernen, plötzlich aber schlug er den Blick verwundert empor und sagte, während er mit dem Finger nach der Landstraße wies:

»Horcht! Hört Ihr nichts?«

»Der Trab eines Pferdes,« — antwortete die Pächterin, ohne zu begreifen, warum dieses Geräusch so sehr auf ihn wirkte.

»Armer Thor,« — seufzte der Herr mit schmerzlichem Lächeln, »was bedeutet mir denn auch in der That ein vorübertrabendes Pferd.«

»Seht, seht, es wendet sich hierher,« — rief die Pächterin mit steigender Aufmerksamkeit, — »Gott, der Bote bringt ganz gewiß eine Nachricht, möge es eine glückliche sein!«

Der Reiter sprengte wirklich im vollen Trabe bis an das Thor, hielt jedoch sein Pferd an, als er den Herrn und die Pächterin auf sich

zueilen sah. Er stieg ab, zog einen Brief heraus und übergab denselben dem Besitzer des Grinselhofes mit den Worten:

»Herr Denecker, der Herr Notarius schickt mich, er hat mir befohlen ohne Rast herzureiten um Ihnen diesen Brief zu bringen.«

Dann zog er das dampfende Pferd nach dem Stall.

Zitternd riß Herr Denecker das Siegel von dem Briefe, während die Pächterin ihm hoffnungsvoll lachend zusah.

Als Herr Denecker die ersten Zeilen las, erblaßte er und zitterte an allen Gliedern je weiter er las, endlich aber rief er wahnsinnig vor Freude:

»Gott sei Dank, sie ist mir wieder gegeben!«

»Herr, Herr,« — rief die Pächterin, — »haben Sie eine gute Nachricht?«

»Ja wohl, freut Euch Alle mit mir, Lenora lebt, ich weiß wo sie ist, ich eile sie zu holen,« antwortete Herr Denecker halb wahnsinnig vor Glück, während er nach seiner Wohnung lief, alle seine Diener zusammen rief und mit großer Eile zu ihnen sagte:

»Schnell die Reisekutsche, die englischen Pferde, meinen Koffer, meinen Mantel, eilt, fliegt!«

Selbst mit Hand anlegend, trug er viele Reisesachen in den Wagen, den man aus der Remise geholt hatte; die Pferde wurden vorgespannt und obwohl sie ungeduldig mit den Füßen stampften und ihr Gebiß schienen zerbrechen zu wollen, ward doch die Peitsche nicht gespart.

Als ob der Wagen vom Winde entführt würde, so rollte er durch das geöffnete Thor und trieb gleich darauf den Staub auf der Landstraße nach Antwerpen, in dicken Wolken gen Himmel.

XI.

Wir begeben uns im Geiste ebenfalls auf die Reise nach der französischen Stadt Nancy, um Herrn van Vlierbeke und seine Tochter zu suchen.

Dort angekommen durchkreuzen wir viele Straßen der sogenannten Altstadt und bleiben endlich vor einem ärmlichen Schusterladen stehen — hier ist es wo wir sein müssen.

Gehen durch den Laden, steig die Treppen hinauf, — noch höher, öffnen nun die kleine Thür!

Hier sieht es ärmlich aus, obwohl Alles sehr nett und sauber ist; die Vorhänge dieses kleinen Bettes sind schneeweiß, der gescheuerte Ofen glänzt, der Boden ist auf flämische Weise mit Sand bestreut. Vor dem offenen Fenster stehen Maaßlieben und Veilchen und blühen an der Sonne, daneben hängt ein Käfig mit einem Goldfinken.

Wie still ist es in diesem Zimmerchen, kein Seufzer unterbricht seine ruhige Einsamkeit und doch sitzt neben dem offnen Fenster ein junges Mädchen; aber es ist so eifrig damit beschäftigt einige neue Leinwand zu nähen, daß man keine andere Bewegung als das rasche Hin »und Herfahren der rechten Hand an ihr bemerken kann.

Die Kleidung der jungen Arbeiterin ist äußerst gering; dennoch aber sehr geschmackvoll und Alles so rein und knapp an ihr, daß ein Hauch von Frische und Lebensluft sie zu umgeben scheint.

»Arme Lenora, das ist also das Dir bestimmte Schicksal! Deine vornehme Abkunft zu verbergen unter dem Dachziegel einer Arbeiterwohnung; fern von Deinem Vaterlande, einen Schutzort zu suchen gegen Spott und Verachtung, unaufhörlich zu arbeiten, kämpfend gegen Noth und Mangel, Dich beugend unter Kummer und Schaum und mit blutendem Herzen an den unheilbaren Wunden der Erniedrigung und Verzweiflung leidend.«

»Gewiß hat das Elend bereits Deinem Antlitz die gelbliche Farbe des Mangels gegeben, der Verdruß an Deiner Seele genagt und Deinen Augen den funkelnden Glanz geraubt! Sterbende Blume, durch stilles Leiden dahin schmachtend!«

»Gott sei Dank, dem ist nicht so! Das Heldenblut, daß durch Deine Adern fließt hat Dich stark gemacht gegen das Schicksal! Dein holdes Wesen ist noch schöner wie zuvor! Hat das Leben in dem engen Raume auch die bräunliche Färbung von Deinem Antlitz gewischt, so ist der Ton Deines Gesichtes dagegen desto zarter, Deine edle Stirn desto weißer, das Rosenroth Deiner lieblichen Wangen desto frischer geworden! Noch glänzt Dein schwarzes Auge voll Feuer und Leben hinter den langen Wimpern, noch umspielt ein reizendes heitres Lächeln Deine anmuthigen Lippen! Vielleicht trägst Du noch in Deinem Herzen einen reichen Schatz von Muth und Hoffnung, vielleicht schwebt noch immer Dir ein theures Bild vor den Augen! Aus der Quelle der Erinnerung schöpfst Du daher die Kräfte um siegreich mit dem Unglück zu kämpfen?«

Seht ein Traum bemächtiget sich ihrer, sie läßt die Hände ruhen und arbeitet nicht mehr. Den Kopf auf ihre Arbeit gesenkt scheint sie fest auf den Boden zu blicken, ihre Seele ist anderswo und läßt sich bewußtlos fortreißen von dem Strome des Selbstvergessens.

Sie legt die Leinewand auf den Stuhl und steht langsam auf, betrachtet einen Augenblick ihre bescheidenen Blümchen am Fenster, pflückt eine Maaßliebe, entblättert sie träumerisch und sendet dann den Blick in die Ferne, wo ein wilder Kastanienbaum zwischen den Dächern der Häuser seine Krone erhebt.

Der Anblick des ihr so wohlbekannten Laubes wirkt mächtig auf ihr Gemüth, ein unverständliches Lächeln schwebt um ihre Lippen, Thränen strömen ihr aus den Augen, in heftiger geistiger Spannung scheint sie die frische Frühlingsluft und den warmen Sonnenschein mit vollen Zügen einzuathmen. Der Ausdruck ihres Gesichtes wechselt; man möchte sagen, daß ihre Phantasie zwischen geliebten Wesen umherwandelt und von Glück und Freud« mit ihnen redet; ihren Lippen entschlüpft ein unverständlicher Klang, den jedoch ein schmerzliches Lächeln begleitet' — Vielleicht murmelt sie den Namen eines abwesenden Freundes. Dort steht sie nun mit mitleidigem Blicke, vor dem Goldfinken, der unruhig im Käfig auf und abspringt und mit dem Schnabel das Gitter seines Gefängnisses

zu zerbrechen sucht. Sie sieht dem Vogel in träumerischer Vergessenheit eine Weile zu und sagt dann mit sanfter Stimme:

»Warum, willst Du uns verlassen Liebster, Du unser getreuer Gefährte im Unglück, sei doch fröhlich, Vater ist wieder gesund, jetzt wollen wir wieder heiter und glücklich leben! Warum flatterst Du denn so unruhig in Deinem Käsig umher . . . O, es ist peinlich, so gefangen zu sein, wenn man weiß, daß draußen Freude und Freiheit herrschen, wenn man im freien Felde oder im Walde geboren ist; wenn man weiß, daß dort allein unter Gottes schöner Sonne Leben und Freude zu genießen sind? Ach, armer Vogel ich bin ein Kind der Natur wie Du, ich bin auch aus meinem Vaterlande gerissen, ich sehne mich auch nach der Einsamkeit meiner Kinderjahre und dem stillen Laube, daß meine Wiege beschattete. . . . es ist Dir, wie mir auf immer ein Freund geraubt? Mischt sich auch in Deine Trauer das Bild desjenigen, den Du liebtest? Beklagst Du auch etwas mehr als Freiheit? . . . Wozu frage ich Dich, die Zeit der Liebe ist wieder da, nicht wahr? Lieben ist auch für Dich das schönste Räthsel des Lebens! Ich habe Dich in bessern Zeiten gekauft, Du warst lange Zeit mein einziger Gefährte, mein Freund und mein Zeitvertreib.«

Mit diesen Worten nahm sie den Käfig in die Hand und sagte:

ich verstehe Dein Leiden, ich will nicht länger Dir sein, was das unerbittliche Schicksal mir ist. Da, fliege fort, Gott möge Dich beschützen! Geh und genieße im vollem Maaße das, was allen lebenden Wesen das Nothwendigste ist: Freiheit und Liebe! . . . O, wie hüpfest Du vor Freude, wie schlägst Du mit den Flügeln! Lebe wohl, lebe wohl, Glücklicher!« . . .

Lenora sah dem Vogel einen Augenblick nach, als er pfeilschnell durch Luft und Licht himmelan flog; dann kehrte sie mit einem Lächeln süßer Zufriedenheit zu ihrem Stuhle zurück, nahm die Leinewand wieder zur Hand und arbeitete mit großem Fleiße wie zuvor.

Eine Viertelstunde lang setzte sie still ihre Beschäftigung fort, plötzlich hob sie den Kopf empor und sagte freudig, während sie auf ein Geräusch horchte:

»Ach, da kommt der Vater, möge er glücklich gewesen sein!« Sie stand vom Stuhle auf und ging nach der Thür.

Herr van Vlierbeke trat in das Stübchen, eine Rolle Papier in der Hand, näherte sich langsam einem Stuhle und setzte sich ermattet und keuchend nieder.

Er war sehr mager geworden, seine Augen steckten tief in ihren Höhlen, seine Wangen waren bleich, sein ganzes Antlitz leidend. Man konnte deutlich merken, daß eine schwere Krankheit ihn so angegriffen und zu gleicher Zeit seine geistigen wie seine körperlichen Kräfte erschöpft habe.

Seine Kleidung ist sehr ärmlich, zwar mit großer Mühe sauber und reinlich gehalten, aber durchaus fadenscheinig, hier und dort sichtlich ausgebessert und auf jeden Fall zu weit für seinen abgemagerten Körper; vielleicht hatten Unglück und Krankheit die männliche Seele dieses Mannes niedergedrückt, vielleicht war sein Muth geknickt und sein Herz gebrochen.

Lenora sah ihn einen Augenblick tief bekümmert an und fragte:

»O Gott, Vater, bist Du wieder krank?«

»Ach nein, Lenora,« war die Antwort, »aber ich bin so unglücklich.«

Sie umarmte ihn zärtlich, während sie tröstend und schmeichelnd seine Hand faßte.

»Vater, Vater, vor acht Tagen noch lagst Du krank zu Bett. Wir baten Gott um Deine Gesundheit als um das größte Gut, was uns ans Erden zu Theil werden könnte. Gott hat uns erhört. Du bist genesen . . . und nun trauerst Du wieder bei der ersten Unannehmlichkeit. Deine Versuche sind mißglückt, nicht wahr, ich lese es aus Deinem betrübten Blick. O was schadet das! Was fehlt uns, um glücklich zu sein? Komm, laß, uns wie zuvor uns gegen das Schicksal erheben, laß uns stark sein und kühn der Armuth ins Antlitz sehen; der Muth ist auch ein Reichthum. Komm, Vater, vergiß den Verdruß; sieh mich an, bin ich traurig, lasse ich mich niederdrücken von verzweifelten Gedanken? — Ja, ich habe geweint, ich habe getrauert und gelitten, als die Krankheit meinen Vater ergriffen

hatte . . . aber jetzt, da Du genesen bist . . . nun komme was will, Deine Lenora wird stets Gott danken für seine Güte! —«

Der Vater blickte seiner begeisterten Tochter mit traurigem Blick in die Augen und seufzte:

»Arme Lenora, Du machst mir selbst Muth, um mich zu stützen und zu trösten; der Himmel vergelte Dir so viele Liebe; ich kenne die Quelle, aus der Du diese Kraft schöpfest, und dennoch wirken, Du von Gott mir geschenkter Engel, Deine Worte und Dein Lächeln so mächtig auf mich, als ginge ein Theil von Deiner Seele in die meinige über, ich bin zurückgekehrt mit zerschmettertem Herzen, mit gestörten Sinnen, ohnmächtig vor Verzweiflung; Dein Anblick genügt, um mir Trost in die Brust zu gießen . . . «

»Komm, Vater,« unterbrach ihn die Jungfrau, die Beweise ihrer Zärtlichkeit noch vermehrend, »sage mir, wie es Dir ergangen ist, ich will Dir nachher auch etwas erzählen, was Dich freuen wird.«

»Ach mein Kind, ich meldete mich in dem Erziehungsinstitute des Herrn Roncevaux, um meine englischen Stunden wieder zu beginnen; während meiner Krankheit ist ein Engländer damit beauftragt worden, uns ist das beste Stück Brot geraubt.«

»Und die deutsche Stunde bei Fräulein Pauline?«

»Fräulein Pauline ist nach Straßburg gezogen und kehrt nicht zurück. Ach, Lenora, Alles so auf einmal verloren — hatte ich nicht gegründete Ursache, mich zu betrüben? Du selbst scheinst durch diese unglückliche Nachricht erschüttert, mir däucht, Du würdest blaß?«

In der That hatte die Jungfrau die Augen niedergeschlagen und schien schmerzlich erschüttert zu sein. Die Frage ihres Vaters gab ihr jedoch das Bewußtsein wieder. Sie antwortete, sich Gewalt anthuend, um heiter zu scheinen:

»Ich dachte an den Schmerz, den diese Abweisungen Dir gemacht haben müssen, Vater, und fühlte die Pein mit Dir, aber doch finde ich noch Gründe, um fröhlich zu sein . . . Ja, Vater, denn ich wenigstens habe gute Neuigkeiten.«

»So, das wundert mich!«

Lenora zeigte mit ihrem Finger auf den Stuhl und fuhr dann fort:

»Siehst Du da die Leinwand, ich muß zwölf feine Hemden daraus nähen und wenn sie fertig sind, bekomme ich ich ebensoviel; man bezahlt mich gut . . . und ich weiß noch etwas Besseres, doch ist das nur eine Hoffnung.«

Lenora hatte diese Worte so fröhlich und so rasch gesprochen, daß der Vater, von ihrer heiteren Lebendigkeit hingerissen, ebenfalls zufrieden lächelte.

»Nun,« fragte er, »was ist es denn, was Dich so glücklich macht?

Als werfe sie sich die verlorene Zeit vor, setzte sich die Jungfrau wieder hin und fuhr fort zu nähen; sie war sichtbar erfreut, daß sie ihres Vaters Traurigkeit besiegt hatte. Halb scherzend sagte sie:

»Ach, Du wirst es nie rathen; weißt Du, Vater, wer mir diese Näharbeit aufgetragen hat? Die reiche Dame aus dem großen Hause da in der Ecke; sie ließ mich heute Morgen rufen, und ich ging während Deiner Abwesenheit zu ihr: Du wunderst Dich darüber, Vater, nicht wahr?«

»Ja wohl, Lenora, Du sprichst von Madame de Royan, für die man Dir den schönen Kragen zu sticken gab. Woher kennt sie Dich?«

»Ich weiß es nicht, wahrscheinlich hat die Frau, die die mühevolle Arbeit bei mir bestellte, ihr gesagt, wer sie gemacht. Sie muß ihr selbst von Deiner Krankheit und unserer Armuth erzählt haben, denn die Dame wußte mehr von uns, als Du vermuthest.«

»Himmel, sie weiß doch nicht . . . ?«

»Nein, sie weiß nicht, was unser Name in unserem Vaterlande bedeutet.«

»Fahre fort, Lenora, Du machst mich neugierig; ich sehe wohl. Du willst mich plagen.«

»Nun denn, Vater, weil Dir wieder wohl ist, will ich es kurz machen. Madame de Royan hat mich freundlich empfangen und mich sehr gelobt wegen der schönen Stickerei, sie befragte mich über unsere früheren Schicksale und tröstete und ermunterte mich. Höre nur, was sie mir gesagt hat, nachdem sie mir durch ihr Mädchen die Leinewand zu den Hemden hatte geben lassen: Gehen Sie, mein Kind, arbeiten Sie muthig, bleiben Sie so tugendhaft, ich will Ihre

Beschützerin sein; ich brauche selbst viel Näharbeit und Sie haben wohl zwei Monate für mich allein zu thun, aber das ist nicht genug, ich will Sie meinen zahlreichen Bekannten empfehlen und dafür sorgen, daß Sie durch Ihre Arbeit die Mittel finden, um sich selbst und Ihren kranken Vater vor Mangel zu schützen. — Mit Thränen in den Augen ergriff ich ihre Hand und küßte sie; denn ihre schöne edle Wohlthat, die mir nicht ein Almosen, sondern Arbeit schenkte, rührte mich außerordentlich. Als sie die Dankbarkeit aus meinen Augen strahlen sah, sagte sie noch freundlicher, indem sie mir auf die Schulter klopfte: Haben Sie nur Muth, Lenora, es wird eine Zeit kommen, wo sie selbst werden Schülerinnen annehmen müssen, um Ihnen zu helfen; so vom Kleinen zum Größeren übergehend, wird man zuletzt selbst Herrin. Ja, Vater, das hat sie gesagt, ich kann Ihre Worte auswendig.«

Sie sprang auf, umarmte ihren Vater und sagte aufgeräumt: »Was sagst Du nun, Vater, ist das keine gute Neuigkeit? Wer weiß — Schülerinnen, Lehrerin, einen Laden, ein Magazin, ein Dienstmädchen . . . Du führst die Bücher und kaufst die Stoffe ein ... ich stehe im Laden und verkaufe oder leite die Arbeit meiner Näherinnen; o Gott, es ist doch schön, glücklich zu sein und zu wissen, daß man Alles dem Werke seiner Hände verdankt, und dann, Vater, dann wäre Dein Gelübde ganz erfüllt, dann solltest Du Deine alten Tage in süßem Wohlleben hinbringen!«

Herr van Vlierbeke lächelte so heiter und man sah deutlich an dem Ausdrucke des Glücks, der sich in seinen abgemagerten Zügen offenbarte, daß ihn die Worte seiner Tochter zur größten Selbstvergessenheit verleitet hatten. Er merkte es bald selbst und schüttelte scherzend den Kopf, indem er sagte:

»Lenora, Lenora, süße Verführerin, Du bezauberst mich so leicht, ich hing wie ein Kind an Deinen Lippen und schenkte dem versprochenen Glücke Glauben. Wie dem auch sein möge, wir haben wahrlich Gott zu danken . . . Aber mm ernsthaft. Der Schuster hat wieder von der Miethe mit mir gesprochen und mich gebeten, ihn zu bezahlen; wir sind ihm noch zwanzig Franken schuldig, nicht wahr?«

»Ja, zwanzig Franken Miethe und ungefähr zwölf Franken im Kaufladen, das ist Alles, Sobald diese Hemden fettig sind, wollen wir dem Schuster meinen Verdienst auf Abschlag geben und er wird zufrieden sein; im Laden wird man uns schon noch borgen; ich habe dritthalb Franken für meine letzte Arbeit bekommen, Du siehst, Vater, wir sind noch reich. Binnen vier Wochen haben wir keine Schulden mehr. Du bist genesen, Deine Kräfte werden bald wiederkehren . . . Es wird Sommer, Alles lacht uns an, o wir werden wieder glücklich sein.«

Herr van Vlierbeke schien ganz getröstet, neuer Muth glänzte in seinen dunkeln Augen und sein Muth war heller geworden; er trat zum Tisch und sagte, indem er die Papierrolle öffnete:

»Lenora, ich habe auch etwas Arbeit, der Professor Delsaux hat mir einige Musikalien gegeben, um sie für seine Schüler abzuschreiben; es wird mir in einigen Tagen wohl vier Franken einbringen. Sei jetzt ein wenig still, mein Kind, mein Geist ist noch zu zerstreut, ich würde bei dem Reden zu viele Fehler machen und vielleicht das Papier verderben.«

»Singen kann ich doch wohl, nicht wahr, Vater?«

»O ja, das macht mir sogar Vergnügen und stört mich nicht!«

Der Vater begann zu schreiben, während Lenora mit heiterer aber leiser Stimme alle ihre Lieder wiederholte und ihrem Herzen Luft machte durch den anmuthigsten Gesang. Unterdessen nähte sie fleißig fort und sah nur von Zeit zu Zeit nach ihrem Vater, um darauf zu achten, ob nicht ein trüber Gedanke in ihm aufsteige, der bekämpft werden müsse.

Ziemlich lange nachher hörte Lenora die Uhr auf der Pfarrkirche schlagen, sie legte ihre Arbeit hin, nahm einen Korb hinter dem Ofen weg, hing ihn über den Arm und wollte das Zimmer verlassen, ihr Vater, der es jedoch bemerkte, fragte sie verwundert:

»jetzt schon Lenora?«

»Es schlägt halb Zwölf, Vater.«

Ohne weiter eine Bemerkung zumachen, bückte sich Herr van Vlierbeke wieder auf seine Noten und fuhr fort zu schreiben. — Das junge Mädchen lief rasch die Treppe hinunter. Bald darauf kehrte sie

wieder, mit dem Körbchen voll Kartoffeln und noch etwas Anderem, in ein Papier gewickelt, das sie jedoch unter der Schürze verbarg, als sie wieder ins Zimmer trat.

Sie goß Wasser in einen Topf, setzte diesen neben sich und schälte singend die Kartoffeln. Da sie gewandt dabei war, so hatte sie diese Arbeit bald beendigt.

Nun zündete sie Feuer an, wusch die Kartoffeln und setzte sie auf das Feuer, um sie zu sieden. Hinten in d« Ofenröhre stellte sie ein Töpfchen mit etwas Butter und viel Essig.

Bis jetzt hatte der Vater noch nicht von seiner Arbeit aufgeblickt, das Mittagsmahl sah er täglich bereiten und es war sehr selten, daß etwas Neues in dem Ofen gekocht wurde. Diesmal waren jedoch die Kartoffeln kaum gar, Als sich auch schon ein sehr appetitlich« Geruch in der Stube verbreitete, Herr van Vlierbeke sah seine Tochter verwundert an und sagte:

»Fleisch an einem Mittwoch! Lenora, Kind wir müssen sparsam sein, Du weißt es wohl.«

»Ach Vater,« antwortete Lenora lachend, »sorge nicht, der Doctor hat's befohlen.«

»Du betrügst mich dieses Mal doch, nicht wahr?«

»Nein, nein, der Doctor hat gesagt, Du müßtest wenigstens drei Mal in der Woche Fleisch genießen, wenn wir es kaufen könnten. Es wird Dir gut thun, Vater, und Deine Kräfte wieder herstellen.«

»Aber, Lenora, unsere Schulden.«

»Nun, nun, Vater, laß mich nur sorgen. Jeder wird befriedigt werden und zufrieden sein. Quäle Dich nicht länger damit, ich stehe für Alles. Habe die Güte und lege Deine Papiere weg, daß ich das Tischtuch ausbreiten kann.«

Der Vater schüttelte den Kopf und that, was Lenora von ihm verlangt hatte. Sie legte ein schneeweißes Linnen über die Tafel und setzte zwei Teller mit Kartoffeln darauf. Alles war ärmlich und gering, aber so weiß und sauber gehalten, daß das gedeckte Tischchen selbst einen Reichen würde angelacht haben.

Vater und Tochter setzten sich zum Mahl und beugten tief das Haupt, als sie mit gefaltenen Händen dem Herrn für die Speise dankten. Während dieses stille Gebet noch zu Gott emporstieg, hörte man plötzlich Stimmen unten an der Treppe.

Lenora ward dadurch in ihrem Gebete gestört und zitterte heftig. Sie lauschte mit weit aufgerissenen Augen und ausgestrecktem Hals nach Etwas, das ihr unerklärlich schien und sie doch mit Schrecken und Erstaunen erfüllte. Der Vater, betroffen durch diese seltsame Erschütterung der Tochter, sah sie an, als wollte er fragen: Was giebt es? Was ist da? Lenora winkte ihm jedoch mit der Hand, zu schweigen.

Neue Laute drangen deutlich in das Stübchen. Lenora erkannte den Ton dieser Stimme. Als ob ein Blitzschlag sie getroffen habe, sprang sie ängstlich schreiend nach der Thür, schlug dieselbe zu und drückte mit Hand und Schulter dagegen.

»Lenora, um Gottes Willen, was fürchtest Du,« rief der besorgte Vater.

»Gustav, Gustav,« schrie sie, »er ist da, er kommt. O weg, weg mit Allem von dem Tische, er allein darf unsere Armuth nicht sehen.«

Das Antlitz des Herrn van Vlierbeke verfinsterte sich bei dieser Mittheilung. Er richtete stolz den Kopf empor und sein Blick wurde funkelnd und streng. Stumm zu seiner Tochter gehend, entfernte er sie von der Thür. Lenora flüchtete sich in den entfernsten Winkel des Zimmers und senkte den Kopf in tiefer Schaam.

Die Thür flog auf. Ein junger Mann drang jauchzend in das Zimmer und lief mit offenen Armen auf die Jungfrau zu; während er verwirrt ihren Namen mit andern unverständlichen Worten rief... Er würde in seiner blinden Freude Lenora um den Hals gefallen sein, aber die ausgestreckte Hand und der strenge Blick des Vaters hielten ihn plötzlich zurück.

Er blieb stehen, sah sich verstummend um und betrachtete wie zerschmettert das Mittagsmahl, sowie die schlechten Kleider des Greises und seiner Tochter. Diese Beobachtung mußte ihn schmerzlich erschüttern, denn er bedeckte die Augen mit den Händen und sagte, während er dieselben fieberhaft drückte:

»O, Lenora, Geliebte, sieh mich an, damit ich wisse ob Dein Herz das süße Andenken an unsere Liebe bewahrt habe!«

Die Jungfrau warf ihm einen innigen Blick zu, einen Blick, in welchem sich ihre reine, liebende Seele ganz offenbarte.

»O welch ein Glück,« rief Gustav begeistert, »immer noch meine süße, liebe Lenora. Gott sei gepriesen, kein Macht der Erde kann mir meine Braut rauben. O, Lenora, komm in meine Arme, empfange den Brautkuß.«

Er öffnete die Arme, um sie an sein klopfendes Herz zu drücken, Zitternd vor Angst und Glück blieb sie mit zu Boden gerichteten Blicken stehen, als ob sie bereit sei seinen feierlichen Kuß zu empfangen, allein ehe der Jüngling der Leidenschaft gehorchte, die sich ganz seiner bemächtigt hatte, stand Herr van Vlierbeke neben ihm und ergriff mit Festigkeit seine Hand, um ihn zurückzuhalten, dann sagte der gerührte Vater mit strengem Ton: »Herr Denecker, mäßigen Sie ihre Freude, auch wir freuen uns sehr Sie wiederzusehen, aber weder Ihnen noch uns ist es erlaubt zu vergessen, was wir sind. Ehren Sie unsere Armuth . . . «

»Wie, was sagen Sie, wer Sie sind? Sie sind mein Freund, mein Vater! Lenora ist meine Braut.. Himmel, warum diesen anklagenden Blick? Ich vergehe . . . Ich weiß nicht was ich thue!«

Er ergriff von Neuem Lenora's Hand, zog sie zu ihrem Vater und sprach mit großer Hast:

»Hören Sie . . . Mein Oheim ist in Italien gestorben; er hat mich zum Universalerben gemacht; er hat mir auf seinem Sterbebette befohlen Lenora zu heirathen; ich habe Himmel und Erde in Bewegung gesetzt Sie aufzufinden; habe getrauert und gelitten, während der Abwesenheit meiner innig geliebten Freundin; endlich sie gefunden, und nun komme ich den Lohn für meine Schmerzen zu fordern, meinen Reichthum, mein Herz, mein Leben Ihnen zu Füßen zu legen und dagegen Sie um das Glück anzuflehen, Lenora zum Altare führen zu dürfen. Vater, o Vater, erweisen Sie mir diese höchste Gunst! Kommen Sie, der Grinselhof erwartet Sie, ich habe ihn für Sie gekauft. Alles ist noch dort. Die Bildnisse Ihrer Väter schmücken wieder die Wände und Alles was Ihnen theuer ist, ist wieder dahin

gebracht worden. Kommen Sie, ich werde ihr Alter mit Ehrfurcht umgeben; Sie mit süßer Seligkeit überschütten; ich werde Ihre Lenora lieben und ehren . . . «

Der Ausdruck auf dem Gesichte des Vaters hatte sich nicht geändert, nur seine Augen schienen sich langsam anzufeuchten.

»O!« rief Gustav begeistert aus, — »Nichts auf Erden kann mir Lenora wieder entreißen, selbst nicht die Macht Ihres Vaters! Gott hat Sie mir geschenkt.«

Knieend sank er Herrn van Vlierbeke zu Füßen und hob die Hände flehend zu ihm empor, während er rief:

»O, Verzeihung! Nein, Sie werden mir den Todesstoß nicht geben! Vater, Vater um Gottes Willen schenken Sie mir Ihren Segen; Ihre Kälte bringt mich um!«

Herr van Vlierbeke schien den Jüngling zu vergessen und hob die Augen gen Himmel, als spräche er ein inniges Gebet. Seine Stimme wurde verständlich, er sagte, während Thränen der Rührung ihm aus den Augen sprangen:

»Margaretha, Margaretha, freue Dich im Schooße der Gottheit. Mein Gelübde ist erfüllt, Dein Kind wird glücklich sein auf Erden.«

Und als nun Gustav und Lenora, von Hoffnung zitternd, ihm in die Augen sahen, hob er plötzlich den Jüngling auf, küßte ihn auf das Herzlichste und sagte:

»Gustav, mein theurer Sohn, der Himmel segne Eure Liebe; mache mein Kind glücklich, Sie ist Deine Braut.«

Gustav, Gustav! Mein Bräutigam!« rief die Jungfrau, eilte ihrem Vater und ihrem Geliebten zugleich in die Arme und umschlang Beide mit fieberhafter Freude.

Der erste Liebeskuß, der heilige Brautkuß wurde an des Vaters Brust gewechselt, während der Greis die Häupter seiner entzückten Kinder mit Thränen benetzte und seine Hände segnend über sie ausstreckte.

Und jetzt lieber Leser muß ich Dir das Geständnis machen, daß ich Dir die Lage und selbst den wahren Namen von des alten Herrn van

Vlierbeke's Schloß aus überwiegenden Gründen verschwiegen habe. Demzufolge wird Niemand von Euch vermuten können, wo Gustav mit seiner jungen Gattin wohnt.

Was mich betrifft, so habe ich Herrn und Frau Denecker selbst gesprochen und bin gar oft mit ihren beiden lieben Kindern, und mit Herrn van Vlierbeke, dem Großvater auf dem Grinselhof umherspaziert.

Das bezaubernde Schauspiel häuslichen Glückes, stillen Friedens und süßer Liebe, das ich dort gesehen, hat sich tief meinem Gedächtnisse eingeprägt, — wie der alte Edelmann im Garten auf einer Bank saß und seinen beiden spiellustigen Enkelchen bereits etwas von den Naturkräften, die auf Erden wirksam sind, suchte begreiflich zu machen; wie die kleine Adelina auf seinen Schooß kletterte um ihm die Wangen zu streichen, während der unruhige Isidor mit muthwilligen Sprüngen auf seinen Knieen ritt; — und wie Herr Denecker und seine Gattin dabei standen, einander still die Hände drückten und mit seliger Empfindung das Glück des Großvaters und das fröhliche Spiel der Kinder betrachteten. — Wer mir diese Geschichte erzählte werde ich Euch nicht sagen; es genüge Euch zu wissen, daß ich alle Personen kenne, die eine Rolle darin spielen und selbst mehr als einmal am Tische gesessen habe bei Baas Jans dem Pächter, dessen Frau Beth und der Magd Kaeth, die ziemlich viel von Schwatzen halten und gern von ihren Wohlthätern sprechen.

Ende.